m.
6
4

P. o. germ. 2036 d/24

Nr.00:79

Friedrich Schillers
sämmtliche Werke.

Vier und zwanzigster Band,

oder

der Ergänzungen sechster Band.

Enthält:

Geschichte

des

Abfalls der Niederlande.

Dritten Theils zweyter Band.

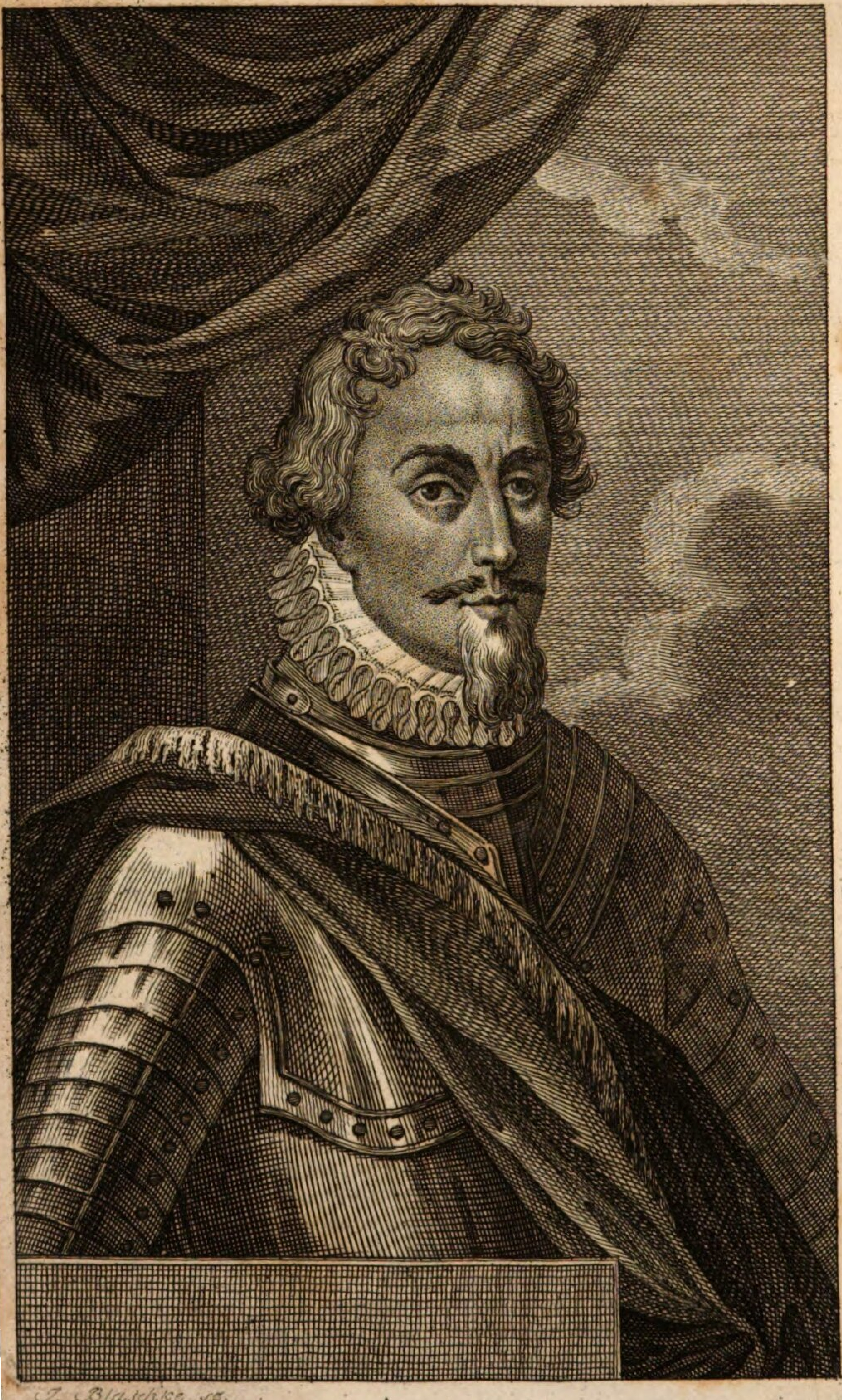
Fortgesetzt von Carl Curths.

Wien, 1811.

In Commission bey Anton Doll.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G79/1651



J. Blaschke sc.

Moritz von Oranien.

Friedrich Schillers
Geschichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande
von
der Spanischen Regierung.

Dritten Theils zweyter Band.

Fortgesetzt
von
Carl Curths.

Wien, 1811.
In Commission bey Anton Doll.

Geschichte

des

Abfalls der Niederlande

von der

spanischen Regierung.

Dritten Theils zweyter Band.

12.

Belagerung Antwerpens durch die Spanier.

1584. 1585.

Ist irgend eine Begebenheit des niederländischen Krieges fähig, allgemeines Interesse für sich zu erwecken, so ist es die Belagerung, oder vielmehr die berühmte Blockade Antwerpens. Sowohl durch die Wichtigkeit des Orts und ihre ungewöhnliche Dauer, als durch die außerordentlichen Ereignisse, denen sie das Entstehen gab, und den ungeheuern Aufwand von Kräften, die während ihrer Dauer in Thätigkeit gesetzt wurden, ist sie eine der merkwürdigsten kriegerischen Scenen dieser Art, nicht nur jener, sondern aller früheren und späteren Zeiten, und es fehlt ihr nichts, als ein Homer oder Curtius, um durch eine gleiche Celebrität in der neuern, wie die Belagerungen von Ilium und Tyrus in der ältern Geschichte des Menschengeschlechts ausgezeichnet zu seyn. Die Darstellung derselben ist zugleich das Gemählde eines eigenen Kriegs, ein vollendetes militärisches Epos, welches die Aufmerksamkeit in stets gespannter Erwartung erhält, und unsere Theilnahme bald dem einen bald dem andern Theile in einem hö=

heren Grade gewinnt. Sie zeigt uns, was menschliche Kräfte auszuführen vermögen, wenn ein hoher genialischer Geist sie belebt, und beweist, daß es nicht immer ungeheurer Massen, sondern nur einer richtigen und zweckmäßigen Anwendung derselben zur Ausführung großer und kühner Unternehmungen bedarf. Alexander Farnese ist der Held der Begebenheit, denn sie entwickelte die ganze Größe dieses außerordentlichen Geistes. Aber auch Antwerpen hatte seinen Gianibelli, dessen Genie uns um so mehr überrascht, da er hier zum ersten Mahle im vollen nicht geahndeten Glanze erscheint. Beyde haben sich während dieser Belagerung die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erworben.

Auf der rechten Seite der Schelde, welche sich bey ihrem Ausfluß in die Nordsee in mehrere Arme theilt, und dadurch die seeländischen Inseln bildet, liegt die Provinz Brabant, auf der linken Flandern. Fast alle großen Städte dieser Provinzen berühren entweder unmittelbar die Ufer des mächtigen Stroms, oder stehen wenigstens durch kleine Flüsse und Canäle in mittelbarer Verbindung mit ihm, und empfangen durch ihn ihre meisten und unentbehrlichsten Bedürfnisse. Auf dieses Localverhältniß gründete der Herzog von Parma seinen Operationsplan für den Feldzug von 1584, wobey die Schelde zur Basis angenommen ward. Durch die Einnahme von Oudenarde und Dornik hatte er sich schon früher in den obern Gegenden desselben festgesetzt; immer tiefer an seinen Ufern sich herab zu senken, und von diesem Zentralpunct aus die schon angefangene Eroberung der beyden angrenzenden wichtigen

Provinzen zu vollenden, indem er die vornehmsten Städte derselben, welche noch dem utrechter Bunde angehörten, Gent, Brüssel, Mecheln und Antwerpen, die Königinn Brabants, zu gleicher Zeit angriffe, und den Fall der einen durch die Unterjochung der andern bewirkte, — war sein großer und weit umfassender Plan. Nicht durch förmliche Belagerungen sollte jener Zweck erreicht werden; denn dazu wäre eine vierfach stärkere Truppenmasse erforderlich gewesen, als die, worüber er jetzt gebiethen konnte, sondern durch ein ausgedehntes Blokadesystem, welches ihnen durch Sperrung der kleinen Flüsse und Canäle die Verbindung unter sich selbst und mit ihrer gemeinschaftlichen Ernährerinn, der Schelde, entziehen, und sie dem Mangel und Hunger überliefern sollte. Sein Hauptaugenmerk dabey war auf Antwerpen gerichtet; denn ohne den Besitz dieses Schlüssels zur Schelde und zum Meere blieben alle in Brabant gemachten Eroberungen unsicher und ephemer.

Am rechten Ufer der Schelde, wenige Meilen von dem Puncte, wo der Strom, seinem Ausflusse in das Meer sich nähernd, in mehrere Arme ausströmt, lag Antwerpen in Gestalt eines Bogens, von welchem der Strom, dessen Beherrscherinn sie ist, die Sehne bildet. Ihr Umfang betrug eilf tausend Schritte, und unter ihren Bewohnern, deren Anzahl man auf 85000 Köpfe berechnete, gab es Menschen aus allen Gegenden Europa's, welche sich aus mercantilischen Rücksichten hier niedergelassen hatten. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war sie durch Handel, Manufacturen, Schifffahrt und Fischerey die mächtigste und blühendste Stadt der Welt, und noch in dem Zeit=

punct, wovon hier die Rede ist, wo im wilden Strudel der Revolution, der sie heftiger als irgend eine andere der niederländischen Städte ergriffen hatte, die schönsten Blüthen des Handels und der Industrie untergegangen waren, blieb ihr noch immer ein großer Theil ihres alten Glanzes übrig. Auf der brabantischen Seite schützten Mauern, Graben und zehn Bollwerke sie gegen feindliche Unternehmungen, und auf der flanderischen that es derselbe Strom, der die Quelle ihres hohen Wohlstandes war, sie mit Seeland und allen übrigen nördlichen Provinzen in Verbindung setzte, und ihr in doppelter Richtung zuströmte, da sich die Fluth der Nordsee bis weit in ihn hinein erstreckt. Mit solchen Schutzwehren versehen, mit 85000 Einwohnern, und einer muthigen, von ungebändigtem Freyheitssinne beseelten Bürgerschaft, schien sie jedem Angriff durch Hunger oder mit den Waffen Trotz biethen, oder ihm wenigstens unendliche Schwierigkeiten entgegen setzen zu können.

Auch entgingen diese Schwierigkeiten keineswegs den erfahrnen Feldherren des königlichen Heers, als ihnen der Herzog in einem zu Dornik versammelten Kriegsrath seine Absicht, Antwerpen und die übrigen oben genannten Plätze anzugreifen, zur Beurtheilung vortrug. Mansfeld, Billi, Olivera, Paz, Lamotte, Delmonte, Goignies, Liques und Georg Basta, alle bekannt als herzhafte und unerschrockene Männer, erklärten sich geradehin gegen das Unternehmen, und bathen den Oberfeldherrn, davon abzustehen. „Zwar sind wir jetzt Meister im Felde, sagten sie, aber es fehlt uns an Truppen und andern Hülfsmitteln, so Vie-

les und Wichtiges zu gleicher Zeit unternehmen zu können. Antwerpen allein, will man es mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs bekämpfen, erfordert drey besondere Truppencorps, um beyde Scheldeufer zu besetzen, und der Stadt die Gemeinschaft mit Brabant abzuschneiden. Und was läßt sich von Kriegern erwarten, die gleich den unsrigen, unbezahlt und unbekleidet, vom Hunger entnervt, und darum muthlos und mißvergnügt sind? Endlich, wo ist die Flotte, den feindlichen Schiffen die Fahrt von Seeland her zu verbiethen? wo das Heer, welches aufgestellt werden muß, um unsern Rücken gegen die Ausfälle der Besatzungen von Gent, Dendermonde und andern festen Plätzen, die wir hinter uns lassen, zu sichern?" — Nur zwey Mitglieder des Kriegsraths, Mondragone und Capisuchi, dem Glücke und Genie des Herzogs selbst das Unmöglichscheinende zutrauend, gaben seinem Vorhaben ihren Beyfall.

Alexander hatte die Bedenklichkeiten seiner Befehlshaber vorher gesehen, uud ihm selbst war keines der Hindernisse entgangen, die der Kriegsrath ihm vorhielt; aber sein an Hülfsmitteln reicher Geist zeigte ihm auch die Möglichkeit, sie zu besiegen. Und wie wichtige Gründe auch das kühne Unternehmen zu widerrathen schienen, so wurden sie doch von denen überwogen, die dazu aufforderten. Jetzt oder nie war der günstige Zeitpunct, wo etwas Entscheidendes gewagt werden mußte. Große Verluste hatten den Muth der Niederländer geschwächt, und das Band ihrer Eintracht erschlafft, und die Aussicht auf neue französische oder englische Hülfe war zweifelhaft und entfernt. Seine

Truppen waren nicht zahlreich, aber auserlesen, und wurden von trefflichen Befehlshabern geführt. Durch einen richtigen Gebrauch konnte man ihre Zahl vervielfältigen; denn an einer noch so langen Pike, bemerkte der Herzog, tödtet doch nur die Spitze, und bey kriegerischen Unternehmungen kömmt es weniger auf die bewegte Masse an, als auf die bewegende Kraft. Wodurch endlich ließen sich die Ausbrüche des Mißvergnügens der Soldaten leichter zurück halten, als durch Beschäftigung, die man ihnen anwies, und durch die Aussicht auf den Besitz der reichsten Stadt des Landes. Das benachbarte fruchtbare Wasland both den nöthigen Unterhalt dar, und für die Sicherheit des Heers, ja selbst zur Anschaffung der erforderlichen Schiffe konnten zweckmäßige Maßregeln getroffen werden. — Diese Gründe bestimmten den spanischen Feldherrn, seinen Plan trotz aller sich darbiethenden Schwierigkeiten durchzuführen. Er macht den Feldherren seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt, und alle Anstalten zur Ausführung werden getroffen.

Das königliche Heer, kurz zuvor durch drey spanische Regimenter verstärkt, (1584 Jul.) ward zusammen gezogen, und brach von Dornik nach seiner Bestimmung auf. Ein Theil desselben vertheilte sich um Gent, Dendermonde, Brüssel und Mecheln, und berennte diese Plätze, um sie, nach dem Blokadesystem des Herzogs, durch Erbauung von Schanzen und Batterien an den kleinen Flüssen und Canälen, von Antwerpen und der Schelde abzuschneiden und zu isoliren, und ihnen dadurch, und durch die Verwüstung des platten Landes den Unterhalt zu entziehen. Die Hauptmacht,

welche noch aus 10000 Mann zu Fuß, und 1700 Reitern bestand, war bestimmt, Antwerpen von allen Seiten einzuschließen.

Diese Aufgabe aber war um so schwerer zu lösen, da eine lange Reihe Forts und Schanzen beyde Scheldeufer in der Gegend von Antwerpen, besonders unterhalb gegen das Meer hin, beschützten. Noch weit mehr Schwierigkeiten würde jedoch die Einschließung dargebothen haben, hätten die Antwerper den Rath des Prinzen von Oranien, das theure Vermächtniß eines besorgten Vaters an seine geliebten Kinder, befolgt. Dieser feine und aufmerksame Beobachter hatte die Absichten des spanischen Feldherrn, noch ehe sie sich näher entwickelten, errathen. Besorgt wegen der Gefahr, welche Antwerpen drohete, ließ er, etwa vier Wochen vor seinem Tode, St. Aldegonde, welcher damahls Bürgermeister in dieser Stadt war, und den Rathsschreiber Martini zu sich nach Delft einladen, um der Taufe seines jüngsten Sohnes Friedrich Heinrich beyzuwohnen. Hier eröffnete er ihnen seine Gedanken über die der Stadt Antwerpen wahrscheinlich bald bevorstehende Belagerung. „Sollte sich, sprach er, dieser Fall, wie ich voraus sehe, wirklich ereignen, so hoffe ich binnen zwey Monathen die Anstalten zum Entsatze der Stadt vollenden zu können. Ihr aber müßt, als Sicherheitsmaßregel, den Blauwgarendik, von der Gegend an, wo sich die Schelde vor ihrem Ausfluß in drey Arme theilt, bis an das Hochland Bergen op Zoom, unverzüglich schleifen lassen. Dadurch wird eine Überschwemmung bewirkt werden, vermittelst deren die zum Entsatz bestimmte Flotte, wenn der Feind die Schelde

sperrte, von Seeland her auf der brabantischen Seite, über den covesteinschen Damm und durch die Niederung bis an die Thore Antwerpens schwimmen kann. Bis dieß geschehen kann, muß der Damm durch eine Flotte sorgfältig bewacht werden, damit sich die Spanier nicht darauf festsetzen."

Die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages leuchtete Aldegonde und Martini ein. Sie theilten ihn nach ihrer Rückkehr dem Rathe mit, und bewogen diesen und die Bürgerhauptleute, in die Durchstechung des Blauwgarendammes zu willigen, besonders da auch Tserats, Besitzer des Schlosses Covestein, und der dortigen Gegend vollkommen kundig, sich sehr bestimmt dafür erklärte. Aber desto heftiger erhoben sich dawider die Schlächterzunft und andere Besitzer von Wiesen, die hinter jenem Damme lagen, weil durch die Überschwemmung ein Stück Weideland, worauf jährlich 10000 Stück Ochsen fett gemacht wurden, verdorben ward. Sie übergaben eine Vorstellung, worin sie behaupteten, der Feind könne die Schelde wegen der starken Strömung gar nicht sperren, und die Durchstechung des Dammes sey deßhalb ganz unnöthig. Zwar suchte ihnen Aldegonde das Gegentheil begreiflich zu machen, aber vergebens; die Schlächter bestanden auf ihrer Meinung, und wußten auch die Bürgerhauptleute, deren Stimme bey den öffentlichen Verhandlungen von großem Gewicht war, dafür zu gewinnen. Ja die letzteren erklärten, daß sie sich jedem Versuche, den Damm zu schleifen, mit gewaffneter Hand widersetzen würden. So verhinderte der Egoismus einer Anzahl engherziger Menschen die Ausfüh-

rung einer Maßregel, welche das Blut von Tausenden gespart, und vielleicht das Vorhaben des feindlichen Feldherrn ganz vereitelt haben würde. Der patriotische Tserats, um der Rache der erbitterten Schlächter zu entgehen, war gezwungen, die Stadt zu verlassen. Aus Verdruß ging er in der Folge zu den Spaniern über, denen er bey der Belagerung durch seine Localkenntnisse große Dienste leistete.

Der Herzog von Parma rückte indeß seinem Ziele, die Stadt zu umschließen, immer näher. Georg Basta ward mit einigen Geschwadern leichter albanischer und italiänischer Reiter abgesandt, die Dämme und Päsſe von Brabant her zu besetzen, um die Zufuhr aus dieser Provinz zu hindern. Roubaix und Billi mit 4500 Mann zu Fuß und 8 Schwadronen umstellten das flandrische Ufer, dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld und dem tapfern Helden Mondragone ward die Bewachung des brabantischen übertragen. Diese Befehlshaber gingen mit 3000 Mann Fußvolk und 4 Cornetten Reitern auf einer Schiffbrücke über die Schelde, ohne daß es die antwerper Flotte hindern konnte, auf die brabantische Seite, wandten sich hinter Antwerpen herum, und stellten sich bey Stabrök im Lande Bergen auf. Farnese selbst bezog, nach Vertreibung der Feinde aus dem Dorfe Kallo im Waslande, bey Kalbek auf der flandrischen Seite, St. Bernhard gegenüber, ein verschanztes Lager (Jul.), und nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Beveeren, zwey Meilen seitwärts von Antwerpen, welches ebenfalls sorgfältig verschanzt ward. Seine Befehlshaber hatten gemessenen Befehl, sich aller

feindlichen Werke und Schanzen an beyden Ufern des Stroms nach der Mündung desselben hin zu bemächtigen; denn seine Aufmerksamkeit war vorzüglich auf die Niederschelde gerichtet, den großen Canal, welcher Antwerpen mit dem Meere in Verbindung setzte, und auf welchem, so lange er offen war, ihr Truppen und Vorräthe von den Bundesgenossen zugeführt werden konnten.

Unter den Schlössern und Schanzen, welche die Niederschelde beherrschten, waren die bedeutendsten das Fort bey Lillo, drey Meilen unterhalb Antwerpen auf der brabantischen, und ein anderes bey Liefkenshök, dem ersteren fast gegenüber gelegen, auf der Insel Doel an der flandrischen Seite. Jenes hatte Christoph Mondragone zu den Zeiten des Herzogs von Alba erbaut. Dieses war von den Niederländern zum Schutze gegen das erstere angelegt; als sie sich aber in der Folge Lillo's bemächtigten, blieb Liefkenshök unvollendet. Der Besitz dieser beyden Forts war für die Spanier von der höchsten Wichtigkeit; denn alle von Seeland her nach Antwerpen segelnden Schiffe mußten unter den Kanonen derselben vorbeyziehen. Auch hatten die Antwerper dieses selbst eingesehen, und beyde Forts aufs neue befestiget; doch waren die Arbeiten auf Liefkenshök noch nicht vollendet, als es von dem Markis von Roubaix mit 5000 Mann angegriffen ward.

Die Besatzung bestand aus 800 Köpfen unter Johann Pettin von Utrecht, einem alten erfahrnen Kriegsmann. Er wies die Aufforderung des feindlichen Befehlshabers zur Übergabe ab, und einen

Sturm, der nach einer heftigen Beschießung aus dreyßig Feuerschlünden versucht ward, schlug er tapfer zurück. Am dritten Tage langte der Herzog selbst vor dem Fort an, und befahl, auf die abermahlige Weigerung des Befehlshabers, den Platz zu übergeben, einen neuen Sturm zu versuchen, und keinen Pardon zu geben. Unter dem Schutze eines dicken Dampfs, der von einigen angezündeten Heuwagen aufstieg, und der Besatzung alle freye Umsicht raubte, erstiegen die stürmenden Spanier nach einer verzweifelten Gegenwehr das Fort, und hieben alles nieder; 200 Mann von der Besatzung ertranken. Den tapfern Pettin, welcher nebst einigen seiner Waffengefährten gefangen ward, durchstach Roubaix hohnlachend und kalten Bluts mit eigener Hand. Parma selbst mißbilligte diese schändliche That, wovon er Augenzeuge war, und verwies sie dem Markis mit folgenden Worten: Troppa cholera e questa, Signore Marchese! Viele behaupteten, nicht Zorn und Übereilung hätten den Markis zu dieser Schandthat hingerissen, sondern Furcht, der unglückliche Pettin möchte dem Herzog von Parma eine geheime Unterhandlung verrathen, die einst zwischen Roubaix und Oranien im Werke, und jenem bekannt gewesen sey. Die Blutscene zu Liefkenshoek ereignete sich an demselben Tage (10. Jul.), an welchem zu Delft der Prinz von Oranien ermordet ward. Das Fort Noort, der Damm von Saftingen und noch zwey andere Schlösser auf der flandrischen Seite wurden ebenfalls von dem Markis von Roubaix besezt.

Weniger glücklich war Mondragone, dem die

Einnahme des Forts Lillo auf der brabantischen Seite übertragen war. Das Fort lag auf dem Scheldedamm, und die nur aus 200 Mann bestehende Besatzung war noch zur rechten Zeit durch vier Fahnen Schotten, unter dem Obersten Balfour, verstärkt worden. Die Belagerer fanden, trotz ihres heftigen Kanonenfeuers und mehrerer aufgesprengter Minen, den entschlossensten Widerstand. Die Obersten Gauw und Balfour thaten häufige Ausfälle, und schlugen fünf Fahnen Burgunder in die Flucht. Am meisten zeichnete sich Odet von Teligni, des alten Feldmarschalls Lanoue Sohn, durch unerschütterlichen Muth und Entschlossenheit aus. Mondragone vermehrte sein Geschütz, aber die Belagerten demontirten einen Theil desselben mit zwey großen Karthaunen, welche eine außerordentliche Wirkung thaten. Nach dreywöchentlichen fruchtlosen Anstrengungen hob der feindliche Befehlshaber auf des Herzogs Befehl die Belagerung auf, in welcher er 2000 Mann verloren hatte, besetzte Covestein, Ordam und den Blauwgarendamm, welcher das niedrige Land von Bergen durchschneidet, und zog sich darauf in das feste Lager von Stabrök zurück. Zur Sicherung des covesteinischen Dammes ward unterhalb Lillo ein Fort angelegt, die von flandrischen Truppen entblößte Stadt Herenthals besetzt, und von den beyden Forts Lillo und Callo die Schifffahrt auf der Schelde nach Antwerpen beunruhiget, obgleich die Breite des Stroms verhinderte, sie ganz zu hemmen. Aber des Herzogs Augenmerk war vorzüglich auf Gent gerichtet.

Schon war dieser großen und mächtigen Stadt

durch

durch die getroffenen Anstalten die Zufuhr aus dem übrigen Flandern und auf der oberen Schelde abgeschnitten; jetzt blieb noch übrig, ihr die untere Schelde und die Gemeinschaft mit Antwerpen zu entziehen. Dieß konnte am sichersten durch Eroberung der zwischen beyden Orten, auf dem rechten Ufer des Stroms am Ausfluß der Dender in denselben, gelegenen festen Stadt Dendermonde bewirkt werden. Der spanische Feldherr beschloß sich derselben zu bemächtigen, und mit so überraschender Schnelligkeit stand er vor ihren Mauern, daß die nur schwache Besatzung, deren Befehlshaber Richove eben abwesend war, nicht Zeit hatte, von ihren Schleusen Gebrauch zu machen und das umliegende Land zu überschwemmen. Funfzehn Feuerschlünde wurden gegen das Ravelin vor dem brüsseler Thore aufgepflanzt, und nachdem sie eine beträchtliche Bresche darin geöffnet hatten, ward das Werk, nach einem mörderischen Kampfe, der den Belagerern den Obersten Pedro de Paz und eine große Anzahl Krieger von niederem Range kostete, mit stürmender Hand erobert. Die Besatzung, auf die Mauern der Stadt eingeschränkt, fuhr fort, sich tapfer zu vertheidigen, auf die Stärke dieser Mauern und ihre breiten Wassergräben vertrauend. Sie verstümmelte vor den Augen der Belagernden die Bildsäule eines Heiligen, und stürzte sie unter den größten Mißhandlungen von der Brustwehr herab. Die Wuth der Letzteren ward durch diesen Muthwillen vermehrt; dennoch würden ihre Anstrengungen zur Eroberung der Stadt vielleicht noch lange fruchtlos gewesen seyn, hätte nicht der Herzog von Parma den glücklichen Einfall ge-

habt, die Dender ableiten zu lassen, aus welcher die Stadtgräben ihr Wasser schöpften. Die Bürger wurden dadurch in Schrecken gesetzt, und zwangen die Besatzung zu einer Unterhandlung. Am 17. August, nach einer eilftägigen Belagerung, ergab sich Dendermonde mit Capitulation. Die Besatzung erhielt freyen Abzug, und spanische Truppen besetzten die Stadt.

Nach dieser schnellen Eroberung bemächtigten sich die Sieger des Forts Willebrök, und rückten sodann vor die brabantische Stadt Vilvoorden zwischen Brüssel und Antwerpen, welche sich ihnen aus Feigheit des Befehlshabers fast ohne Widerstand ergab, zum großen Nachtheil Antwerpens, weil dadurch die Schifffahrt nach Brüssel gehemmt ward. Auch in der Nähe Antwerpens setzten sie ihre Eroberungen fort, und bemächtigten sich (13. August) einer zu der Stadt gehörigen Schanze, der Bauer genannt. Zwar ward ihnen diese in der Folge wieder entrissen, aber sie legten dafür eine andere, jener gerade über, an, welche sie die Bäuerinn nannten. In einem Gefecht, welches bey dieser Gelegenheit vorfiel, blieb auf Seiten der Niederländer der tapfere schottische Oberst Gordon, und das Dorf Osterwel ging im Feuer auf.

Voll stolzen Vertrauens auf die Lage und Festigkeit ihrer Stadt, hatten anfangs die Antwerper ruhig den Bewegungen der Spanier zugesehen, und die wenigsten glaubten, daß der Herzog es wagen werde, seinen Ruhm und seine Macht vor einem so starken und mächtigen Platz auf ein höchst ungewisses Spiel zu setzen. Nur mit Mühe konnte Aldegonde durch dringende Vorstellungen bewirken, daß noch vor

Ankunft des spanischen Heers die Forts und Batterien auf beyden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt, die Werke der Stadt durch einige Schanzen und ein neues Ravelin zwischen der Burg und dem Kaisersthore vermehrt, und zur Verstärkung der bewaffneten Macht 1500 Engländer unter dem Obersten Morgan angeworben wurden. Als endlich die Anstalten des Herzogs von Parma selbst den Ungläubigsten nicht länger an dem, was der Stadt bevorstand, zweifeln ließen, fing man an, mit mehrerem Ernste auf zweckmäßige Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten zu denken. Es wurden Mund- und Kriegsvorräthe in die Stadt geschafft, und so viel Kriegsvolk, als nur immer an andern Orten entbehrt werden konnte, hereingezogen; denn die Sachverständigen erklärten, daß zu einer nachdrücklichen Vertheidigung wenigstens 80 Fahnen Fußvolk und 16 Cornetten Reiter erforderlich wären. Man durchstach die Dämme bey Saftingen und goß die Gewässer der Westerschelde über das Wasland aus. Gern hätte man jetzt, da die Gefahr näher rückte, den Rath des verstorbenen Prinzen von Oranien befolgt, und auch den Blauwgarendamm geschleift, aber es war nicht mehr Zeit dazu; denn die Spanier hatten sich der Zugänge nach dem Damme bemächtiget, und die Versuche des Grafen von Hohenlohe, von Bergen op Zoom aus die brabantische Seite von den Spaniern zu reinigen, scheiterten an der Festigkeit des feindlichen Lagers bey Stabrök.

Einen schreckenden Eindruck auf die Bewohner Antwerpens machte die schnelle Übergabe des Forts

Liefkenshök; viele der reichsten und vornehmsten Bürger verließen in der ersten Bestürzung die Stadt. Aber diese Auswanderung verursachte großes Mißvergnügen unter den Zurückgebliebenen, welche nun die schweren Kosten, welche die Vertheidigungsanstalten erforderten, allein tragen mußten. Um das Volk zu beruhigen, forderte der Rath achtzig der Ausgewanderten auf, binnen einer bestimmten Frist wieder zurück zu kehren zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Vaterstadt, oder die Confiscation ihres Vermögens zu erwarten. Doch der Vollziehung dieser strengen Maßregel widersetzten sich Holland, Seeland und andere der vereinigten Provinzen, wahrscheinlich in mercantilischer Hinsicht.

Die Getreidepreise in der Stadt waren bisher noch nicht bedeutend gestiegen; denn es kamen noch immer große Flotten mit Vorräthen aus Holland und Seeland an, welche aus Liebe zum Gewinn dem spanischen Geschütz aus den Scheldeforts trotzten. Dadurch war die Consumtion für die 85000 Einwohner der Stadt, welche man jährlich auf 300000 Viertel oder Zentner Getreide berechnete, hinreichend gesichert. Diese leichte Art, Getreide zu erhalten, bewog den Rath, einen bestimmten Preis darauf zu setzen, und alles Aufschütten desselben zu untersagen. Aber diese Verfügung hatte die nachtheilige Folge, daß die Kornhändler, welche bey der großen Gefahr des Transports nicht mehr auf einen so vortheilhaften Absatz rechnen konnten, nicht mehr so viel Getreide kommen ließen als vorher, wodurch der bisherige Überfluß bald verschwand. Ja es ließen sich sogar mehrere Schiffer

treuloserweise vom Feinde nehmen, dem besonders ihre Fahrzeuge, die sogleich zu Kriegsschiffen ausgerüstet wurden, willkommen waren.

Friedrich Gianibelli, ein eben so redlicher Mann als vortrefflicher Kopf, den wir in der Folge dieser Geschichte eine ausgezeichnete Rolle werden spielen sehen, schlug ein sinnreiches Mittel vor, die Stadt auf lange Zeit mit Vorräthen zu versehen. Es muß, sagte er, eine Gesellschaft von rechtlichen Männern zusammentreten, denen man den ganzen Betrag einer neuen Auflage des hundertsten Pfennigs überlassen muß. Dafür ist sie verpflichtet, in Holland und andern Ländern für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel einzukaufen, wofür ein Viertel des Kaufgeldes gleich bar, und drey Viertel in zwey oder drey Monathen bezahlt, und welche von Woche zu Woche geliefert werden müssen. Diese Vorräthe müssen den reichsten Einwohnern in die Häuser gesandt werden, welche auf dieses Pfand das Kaufgeld vorschießen, dessen Wiedererstattung nebst dem gehofften Gewinn sie zu erwarten haben, wenn die Gesellschaft einen Theil der Vorräthe zu verkaufen befiehlt, wobey jene den Vortheil haben, stets mit den nöthigen Bedürfnissen für sich und ihre Familien versehen zu seyn.

Doch dieser Vorschlag, wie zweckmäßig er auch zu seyn schien, fand großen Widerspruch, weil sich der niedrige Krämergeist eines großen Theils der Einwohner gegen die Aufopferungen sträubte, womit die Realisirung desselben verbunden war. Sie unterblieb daher, und der Rath begnügte sich, zu befehlen, daß sich jeder Einwohner mit hinreichenden Vorräthen verse-

hen sollte; ein Befehl, welcher unbefolgt blieb, weil die ärmeren Classen ihm nicht gehorchen konnten, und die Reicheren es unterließen, aus Besorgniß, man möchte bey entstehendem Mangel einen Theil ihrer Vorräthe für die Bedürftigen in Requisition setzen.

Die Vertheidigungsanstalten wurden fortgesetzt, und der Eifer dabey vermehrte sich in eben dem Verhältniß, als die Gefahr näher rückte. Schon frühe hatte man die Bundesgenossen zum Beystande aufgefordert, und sie schienen bereit, ihn leisten zu wollen. Holland hob Truppen aus, und Seeland rüstete Kriegsschiffe zu. Aber auch der Feind verdoppelte seine Anstrengungen. Eine allgemeine Thätigkeit herrscht bey beyden kämpfenden Theilen; alle Kräfte sind in Bewegung, zur Erhaltung oder zum Verderben der bedrohten Stadt. Auf diesen einzigen Punct wälzt sich die ganze Masse des Kriegs. Nicht nur die Aufmerksamkeit sämmtlicher niederländischen Provinzen von beyden Parteyen, sondern auch die Blicke aller übrigen europäischen Länder sind nach der Schelde hin gerichtet. Alle sind mehr oder minder in das Schicksal Antwerpens verwickelt; denn nach allen Weltgegenden erstreckten sich die Verbindungen dieser merkwürdigen Stadt. Ja man hielt die Unternehmung gegen sie für so wichtig, daß viele glaubten, der Ausgang derselben werde das Schicksal der gesammten Niederlande entscheiden.

Der Herzog von Parma überzeugte sich indeß immer mehr, daß alle bisher getroffenen Maßregeln, der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere zu entziehen, und die Schifffahrt auf der Schelde zu hemmen,

unzureichend wären. Denn weder das Feuer aus den mit Geschütz reichlich versehenen Forts auf beyden Ufern des Stroms, welche von den Spaniern erobert oder neu erbauet waren, noch die bewaffneten Fahrzeuge auf demselben und andere gemachte Vorkehrungen konnten die Durchfahrt der holländischen und seeländischen Schiffe hindern, obgleich von Zeit zu Zeit einige davon genommen oder versenkt wurden. Und doch hing der glückliche Erfolg der unternommenen Blockade ganz allein von der Verschließung des Stromes ab; denn so lange als dieser große Ernährer ihr blieb, war an keine Eroberung der Stadt zu denken. Es war also nichts übrig, als die Erfindung eines neuen Mittels, wodurch sich der beabsichtigte Zweck glücklicher und vollkommner erreichen ließ, als durch die bisher angewandten. Ein großer Gedanke entwickelte sich in der Seele des Feldherrn, ein Gedanke eben so colossal, als die Mittel unermeßlich waren, welche die Ausführung desselben erfordern mußte. Eine Brücke über die ganze Breite der Schelde zu schlagen und dadurch selbst jedem einzelnen Fahrzeuge die Durchfahrt unmöglich zu machen, war die erhabene Idee des Herzogs, welche nur in einem solchen Geiste empfangen, und vor deren Ausführung nur ein solcher Charakter und der Genius eines solchen Zeitalters nicht zurückbeben konnte.

Denn welche unendliche Schwierigkeiten bothen sich der letzteren entgegen! Der starke Zug des Stroms bey der in dieser Gegend heftig strömenden Ebbe und Fluth, die Breite desselben von fast dritthalb tausend und einer Tiefe von sechzig Fuß, der Mangel an

Schiffen und Arbeitern, die Herbeyschaffung des Holzes und anderer Materialien, und die Angriffe der feindlichen Flotten! Aber je sorgfältiger der Feldherr diese Schwierigkeiten erwog, desto mehr drängte sich ihm auch die Überzeugung auf, daß nur allein durch ein solches Werk die Schelde verschlossen werden könne. Es mußte daher unternommen werden, wie viel Anstrengungen es auch kosten, wie viel Schwierigkeiten auch dabey besiegt werden mußten; oder er war gezwungen, den Gedanken auf den Besitz von Antwerpen und Brabant aufzugeben. Die ganze Frucht eines mühseligen und blutigen Feldzuges ging verloren, und er sah sich im Angesichte des ganzen Europa mit Schande bedeckt. Ohne Bedenken wählte er das erstere, und die Hindernisse, welche die Ausführung zeigte, weit entfernt, ihn zurück zu schrecken, begeisterten ihn noch mehr für den gefaßten Entschluß; denn es ist das Eigenthum großer Geister, so wie aller hohen Leidenschaft und ungewöhnlichen Kraft, selbst in der leblosen Natur, durch Hindernisse zur höchsten Anstrengung und Thätigkeit belebt zu werden.

Der Herzog theilte seinen Entschluß den beyden trefflichen Kriegsbaumeistern, Johann Baptista Plato und Barocci, mit; sie entwarfen den Plan zu der ungeheuern Brücke, und er übertrug ihnen den Bau derselben. Nach angestellten genauen Untersuchungen des Locale ward der Platz zur Schlagung der Brücke zwischen dem flandrischen Dorfe Calloo und dem brabantischen Dorfe Ordam bestimmt, welchen man deßhalb wählte, weil an dieser Stelle das Bett des Stroms etwas schmäler, und durch eine Sandbank am Ufer ein

wenig eingeengt wird, weil der Grund sandig und fest ist, und endlich weil der Strom hier eine Biegung nach der rechten Seite macht, welche die heraufkommenden Schiffe hinderte, mit vollen Segeln und geraden Laufs gegen die Brücke anzustürmen. Die Anstalten zur Ausführung des colossalen Werks wurden darauf ohne Verzug getroffen. Zuerst ward zum Schutze der künftigen Brücke auf jedem Ufer ein Fort als Brückenkopf angelegt; das auf der flandrischen Seite unweit Calloo erhielt den Nahmen Santa Maria, der heiligen Jungfrau zu Ehren, welcher das ganze Unternehmen gegen Antwerpen geweihet war, und jenem auf dem brabantischen Ufer gab der Herzog den Nahmen des Königs, und nannte es San Filippo. Außer diesen beyden Forts wurden noch mehrere Schanzen zur Sicherung des Lagers und der Brücke angelegt, San Pedro und Santa Barbara gegen Antwerpen und drey andere gegen Lillo, welche den Nahmen La Santa Trinidad empfingen. Ein anderes großes Fort stieg ohnweit Stabrök, da wo sich der covesteinsche Damm an den großen Scheldedamm lehnt, empor. Vier durch eine Brustwehr verbundene Schanzen deckten den Raum zwischen dem Lager und dem Strome, weil außerdem die seeländischen Schiffe trotz der aufzuführenden Brücke von Lillo aus nach Antwerpen hätten gelangen können, wenn sie die berendrechter Dämme durchstochen, und die Niederungen von Stabrök und Wilmerdonk überschwemmt hätten. Die Zahl aller von den Spaniern auf beyden Seiten der Schelde nach und nach erbauten Forts und Schanzen belief sich auf dreyßig.

Während der Errichtung dieser Werke wurden von allen Orten Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker aufgebothen und in Thätigkeit gesetzt; zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, in dem benachbarten Waaslande eine unendliche Menge von Bäumen zu fällen, welche in das Lager vor Antwerpen geschafft wurden. In der Kirche zu Calloo ward ein ungeheures Depot von Materialien aller Art aufgehäuft, und endlich ward bey dem Fort Santa Maria, unter der Aufsicht des Kriegsbaumeisters Plato, Baciocci und Cambien, der Anfang mit dem Bau der Brücke gemacht. Alle Hülfsmittel, welche dem Feldherrn zu Gebothe standen, verwandte er auf diesen Gegenstand. Alle Gelder, die nur aufzutreiben waren, flossen dahin. Den sämmtlichen in der Gewalt der Spanier befindlichen Provinzen wurden schwere Contributionen abgepreßt, und sie erlagen dabey unter dem unerträglichen Druck der Besatzungen, welche keinen Sold empfingen, weil alle Summen, deren sich die Regierung bemächtigen konnte, vor Antwerpen zerrannen.

Dafür sah man dort schon Tausende von Händen mit dem Bau der aufzuführenden Brücke beschäftigt. Von beyden entgegengesetzten Ufern aus ward ein Gerüst von Pfahlwerk, wozu die größten Schiffsmasten gebraucht wurden, nach der Mitte des Stroms hineingeführt. Drey Reihen solcher Pfähle wurden neben einander eingerammt, und durch Balken so kunstreich verbunden, daß sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten. Dieses Gebälke war über dem Wasser, aus welchem es noch hinreichend emporragte, mit Balken und Dielen bedeckt. Es bildete dadurch eine Brü-

cke von zwölf Fuß Breite, so daß acht Mann en Front darüber marschiren konnten, und war auf beyden Seiten mit einer musketenschußfreyen Blendung von eichenen Planken versehen. Dieses Pfahlwerk, dem die Soldaten den Nahmen Estacada oder Stekkada gaben, ward von beyden Ufern so weit in den Strom hineingeführt, als die Tiefe und Gewalt desselben das Einrammen der Pfähle verstattete, 900 Fuß von der brabantischen und 200 von der flandrischen Seite. Beyde Estacaden endeten in einem Waffenplatz oder Castell, welches auf zwölf starken, siebzigfüßigen Balken ruhete, 54 Fuß lang und 40 breit, mit 4 Kanonen besetzt war, und Raum für funfzig Bewaffnete hatte.

Da weder Geld noch Kräfte gespart wurden, so ging das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit von Statten. Und während man in Antwerpen noch die Möglichkeit, den mächtigen Strom durch eine Brücke zu bezähmen, bezweifelte, und selbst der klügere Aldegonde sich in einer öffentlichen Versammlung mit einem spöttischen Lächeln über die fruchtlose Arbeit des spanischen Feldherrn äußerte, entweder weil er sie wirklich dafür hielt, oder seine wahre Meinung darüber nicht öffentlich sagen wollte, — stand schon ein großer Theil der kühnen Anlage vollendet da. Aber jetzt erhob sich eine Schwierigkeit, die den Herzog mit den größten Besorgnissen erfüllte. Durch das aufgeführte Pfahlwerk war der 2400 Fuß breite Strom zwar um 1100 Fuß eingeengt worden; aber es blieb immer noch ein offner Raum von 1300 Fuß, wo kein Pfahlwerk anzubringen war, und der nach dem Plane des

Feldherrn durch eine Schiffbrücke ausgefüllt und verschlossen werden sollte. Aber es fehlte an den dazu nöthigen Fahrzeugen. Die Hoffnung, deren von Dünkirchen zu erhalten, schlug fehl, weil nur wenige dort vorhanden waren; und auf der Schelde konnten keine herbeygeschafft werden, als von oben herab über Gent und Dendermonde. Dem Mangel ließ sich daher für den Augenblick nicht abhelfen, und der Herzog mußte sich begnügen, alle niederländischen Schiffe, welche die Durchfahrt zwischen den beyden hölzernen Castellen am Ende des Pfahlwerks wagten, auf das heftigste beschießen zu lassen, wodurch er indeß nicht hindern konnte, daß sowohl einzelnen Fahrzeugen als ganzen Flotten die Durchfahrt gelang. Glücklicherweise ereignete sich gerade jetzt eine Begebenheit, die ihn aus aller Verlegenheit riß, und dem Ziele seiner Wünsche um vieles näher rückte. Dieses war die unerwartete Übergabe Gents.

Durch den Fall von Dendermonde und das in der Nähe stehende spanische Truppen-Corps war Gent die Gemeinschaft mit Antwerpen und dem Meere gänzlich abgeschnitten, und alle Wege, auf denen es Zufuhr erhalten konnte, versperrt. Mit jedem Tage vermehrte sich der Mangel, und die schrecklichste Hungersnoth schien unvermeidlich, da keine Hülfe zu hoffen war. Die unglückliche, durch innere Stürme und Parteywuth erschütterte Stadt stellte ein Bild der größten anarchischen Zerrüttung dar. Bald hatte die spanisch-katholische, bald die reformirte und republicanische Faction die Oberhand, und beyde verfolgten einander mit der höchsten Erbitterung. Vergebens ward der be-

rüchtigte Imbize verhaftet, und empfing auf dem Blutgerüste den Lohn für eine über seine Mitbürger ausgeübte jahrelange Tyranney. Die Strafe des Verräthers konnte das unvermeidliche Schicksal nicht abwenden. Die große Menschenmenge in der Stadt, einer der größten in Europa, worinn man 37000 Häuser zählte, schrie nach Brod, und es blieb nichts übrig, das dringende Bedürfniß zu befriedigen, als eine Aussöhnung mit dem Feinde. Eine Deputation begab sich in das spanische Hauptquartier Beveren, und both die Rückkehr der Stadt unter die Herrschaft des Königs unter denselben Bedingungen an, welche ihr der spanische Feldherr einige Zeit zuvor selbst angetragen hatte. Diese wurden jedoch jetzt verweigert; der Herzog forderte unbedingte Unterwerfung, und die Deputirten konnten kaum eine Milderung der härtesten Forderungen, welche der Sieger vorschrieb, erhalten. Am 17. September (1584.) ward endlich eine Capitulation unter nachfolgenden Bedingungen abgeschlossen: Die Stadt bezahlt eine Kontribution von 200000 Gulden; der katholische Gottesdienst wird wieder hergestellt; die verjagten Papisten werden zurückgerufen, und die Nichtkatholiken müssen auswandern, wozu ihnen jedoch eine Frist von zwey Jahren verstattet wird; die Besatzung erhält freyen Abzug.

Dreytausend Spanier besetzten die Stadt, und gleich nach ihrem Einmarsch wimmelte der Strom von Fahrzeugen, welche Lebensmittel zuführten. Um den Geist der Unabhängigkeit, wovon die Einwohner beseelt waren, zu zügeln, ließ der Herzog das niedergerissene Schloß wieder aufbauen. Mit Gent sank,

nach einem sechszehnjährigen Kriege, die ganze Provinz Flandern, bis auf wenige Orte, unter die spanische Herrschaft zurück. Viele protestantische Familien der Stadt ließen sich in Seeland nieder.

Wie groß die Freude des spanischen Feldherrn über die Eroberung Gents war, und welchen Werth er darauf legte, beweist sein Bericht darüber an den König: „Bey keiner meiner Unternehmungen in Belgien — so schließt der Bericht — habe ich die Wirkungen der göttlichen Gnade in einem günstigeren Augenblick erfahren, als bey der Einnahme Gents, welche nicht nur an sich selbst ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit ist, sondern noch wichtigere zur Folge haben wird."

Und in der That gewährte ihm diese Eroberung, vorzüglich in Rücksicht des antwerper Brückenbaues, den größten Gewinn. Gent konnte Schiffe, Geschütz, Kriegsvorräthe, Matrosen und Handwerker liefern, und diese Vortheile wurden unverzüglich benutzt. In kurzer Zeit war ein Geschwader von zwey und zwanzig Fahrzeugen ausgerüstet, welche mit 500 Soldaten besetzt waren, und eine Anzahl Lastschiffe in ihrem Gefolge hatten. Diese nach Calloo bestimmte Flotte schwamm von Gent über Dendermonde und Rüpelmonde, durchstach den Scheldedamm bey Borgt am flandrischen Ufer, und wandte sich von da, Antwerpen rechts lassend, auf das von Hulst bis Beveren und Borgt überschwemmte Land. Nach einem glücklichen Gefecht mit einem antwerpenschen Geschwader, wobey Hans Klok, der Befehlshaber des letzteren erschossen ward, durchstach sie den blocherschen Damm, ge-

langte an das Fort St. Franciscus, und erreichte glücklich den Posten Calloo, von wo sie beym Fort Sebastian wieder in die Schelde einlief (October 22.). Die Freude, welche ihre Ankunft im spanischen Lager verbreitete, ward noch durch die Nachricht vergrößert, daß gleich nach ihrer Durchfahrt bey Borgt das antwerpensche Geschwader, mit welchem sie schlagen mußte, eine ansehnliche Verstärkung unter dem tapfern Teligni erhalten habe. Der letztere kam zwar zu spät, um die spanische Flotte in ihrer Fahrt zu hindern; aber um wenigstens für die Folge ähnliche Expeditionen zu hintertreiben, ließ er an der Öffnung des Scheldedammes bey Borgt ein Fort anlegen, welches die Öffnung beherrschte, und seinen Nahmen empfing.

Der Fall von Gent und die glückliche Fahrt der feindlichen Flotte erregten großes Aufsehen in Antwerpen. Die zahlreichen Katholiken in dieser Stadt hatten schon längst die Übergabe derselben gewünscht. Jetzt wandten sich einige der reichsten Einwohner an den Kanzler Liesveld, und bathen ihn, in ihrem und funfzig bis sechszig anderer Bürger Nahmen dem Rath eine Bittschrift, um Vermittlung eines Vergleichs mit dem Herzog von Parma, zu überreichen. Aber als dieser Schritt bekannt ward, veranlaßte er einen heftigen Auflauf, und die Vornehmen und Reichen schwebten in der größten Gefahr, ein Opfer der Rache des empörten Volks zu werden. Die Supplicanten wurden eingezogen, und zu einer Geldbuße verurtheilt. Der Rath erließ ein strenges Verboth (October) wider alle Äußerungen ähnlicher Art, und alle Bürger mußten aufs neue schwören: die gemeinschaftliche Sa-

che zu unterstützen und zu vertheidigen, und sich bey Verlust ihres Kopfs in keine Unterhandlung mit dem Feinde einzulassen.

Doch bey dem allen herrschte leider in Antwerpen die Eintracht nicht, welche die kritische Lage der Stadt erforderte. Schon die Regierungsverfassung derselben war äußerst fehlerhaft. Es gab dort eine Menge großer und kleiner Autoritäten, von denen jede bey öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß und ihre besondere Stimme hatte, und ihre individuellen Ansichten und Verhältnisse zu Rathe zog. Da waren der Stadtrath, die Bürgerobersten, die Bürgerhauptleute, die Vorsteher der Zünfte, die Ausschüsse, welche die Aufsicht über die Fortification, die Proviant- und Kriegsvorräthe und die Marine führten. Jede dieser Gewalten kam in Betrachtung, und mußte befragt werden. Dadurch ward der Gang der öffentlichen Angelegenheiten gelähmt; alle Einheit und Energie in den Geschäften fielen weg bey der Verschiedenheit der Köpfe, welche sie leiteten, und es wurden oft entweder ganz verkehrte Maßregeln getroffen, oder das Gute, welches zuweilen aus dem Chaos der Meinungen hervor ging, kam entweder zu spät, oder ward nicht ausgeführt. Aldegonde selbst, obgleich ein Mitglied der Generalstaaten, hatte nur eine Stimme bey den öffentlichen Angelegenheiten, und es scheint, ihm überhaupt an den nöthigen Talenten gefehlt zu haben, sich der Herrschaft über die Köpfe der Menge zu bemächtigen, und seinen Vorschlägen Gewicht zu verschaffen. Der Mangel eines Befehlshabers von Ruf und Ansehen hatte die Folge, daß unter der Besatzung keine Ordnung

nung

nung und Kriegszucht herrschten. Oft gaben Soldaten und Matrosen die auffallendsten Beweise von Ungehorsam und Widersetzlichkeit bey den unbedeutendsten Veranlassungen. So sah man einst die Soldaten des englischen Regiments Morgan, angeblich wegen rückständigen Soldes, den Dienst verweigern, und sogar den Herzog von Parma um Päſſe zur Rückkehr nach ihrem Vaterlande durch Flandern bitten. Vergebens bezahlte man ihnen den größten Theil ihrer Forderungen, und versprach ihnen, sie durch Seeland nach England zu senden; sie beharrten dennoch auf ihrem Ungehorsam. Endlich entdeckte man, daß einige ihrer Officiere, besonders die Hauptleute Lee und Powl, in geheimen Verständnissen mit dem feindlichen Feldherrn standen, und die Soldaten zur Widersetzlichkeit verführten. Powl ward hierauf von dem Obersten Morgan vor ein Kriegsgericht gestellt, und, nach dem Ausspruche desselben, mit dem Schwerte hingerichtet.

Während sich die eben erwähnten unruhigen Auftritte in Antwerpen ereigneten, befand sich auch der Herzog von Parma in nicht geringer Verlegenheit. Die neu erbaute Schanze Teligni bey Borgt hemmte die Schifffahrt zwischen Gent und dem spanischen Lager, und er bedurfte von dorther noch vieler Vorräthe aller Art, auch einer beträchtlichen Anzahl von Fahrzeugen, theils zur Vollendung der Brücke selbst, theils um als Kriegsschiffe zu ihrem Schutze gegen feindliche Angriffe zu dienen. Dabey näherte sich der Winter, welcher leicht alle Schifffahrt hemmen konnte. Nach mancherley Untersuchungen der umliegenden Gegenden und Berathschlagungen mit seinen Kriegsbaumeistern

und Mariniers faßte er endlich den Gedanken: die gehemmte Schifffahrt von Gent durch einen Canal wieder herzustellen, der von dem kleinen Flusse Moer bey dem Dorfe Steken im Waslande, welcher sich bey Gent in die Schelde ergießt, bis an die Überschwemmung geführt werden sollte. Dieses große und kühne Unternehmen ward unverzüglich angefangen, und mit der größten Thätigkeit fortgesetzt. Es fehlte an Schanzgräbern, welche größten Theils auf andern Puncten beschäftigt waren; aber der Feldherr wußte ihren Mangel durch Soldaten zu ersetzen. Ihre Liebe zu ihm und sein Beyspiel, indem er selbst Hand mit anlegte, bewog sie, sich willig einer Arbeit zu unterziehen, wozu sie eigentlich ihre Pflicht nicht verband, und mit wunderbarer Schnelligkeit ward das große Werk vollendet. Der neue Canal, welchem man den Nahmen des Herzogs gab, zog sich aus der Moer bey Steken nach der fünftausend Schritt davon entfernten Überschwemmung; und da diese nicht überall eine hinreichende Höhe hatte, ward er über trockenes und überschwemmtes Land, bey Beveren und Verboost vorbey, bis Calloo fortgeführt, wo ein Fort, die Perle genannt, seine Mündung bewachte; seine ganze Länge betrug drey und eine halbe Meile. Dieses wichtige Werk, wodurch eine nähere Verbindung mit Gent bewirkt, und der Transport der nöthigen Bedürfnisse und Fahrzeuge von dort her gesichert war, gab der Unternehmung gegen Antwerpen einen neuen Schwung. Siebzehn Frachtschiffe von Gent, welche zuerst den neuen Weg versuchten, langten zur allgemeinen Freude der Belagerer (November) glücklich zu Calloo an. Von jetzt an erhielten sie Geschütz, Kriegs-

vorräthe und Proviant im Überfluß, und der Geschütz-meister, Graf Carl von Mansfeld, ließ einen ansehnlichen Artilleriepark in dem Dorfe Melsen auffahren. Der Herzog verlegte sein Hauptquartier von Beveeren nach Stabrök, anderthalb Meilen von Lillo.

Von hier aus erließ er unterm 13. November ein sehr leutseliges Schreiben an den Rath der Stadt Antwerpen, worin er ihn und die Einwohner dieser Stadt zur Aussöhnung mit dem Könige ermahnte, da durch eine besondere Schickung Gottes die beyden vornehmsten Beförderer des bisherigen Zwists, Anjou und Oranien, fast zu gleicher Zeit vom Schauplatze abgetreten wären. Der König sey bereit, ihnen zu verzeihen, und alles Vergangene zu vergessen, und er, der dieses Land liebe, worin er einige seiner glücklichsten Jugendjahre verlebt, und in früheren Zeiten so manchen Beweis des Wohlwollens erhalten habe, biethe ihnen seine Vermittlung bey dem beleidigten Monarchen an. Sie möchten sich der alten glücklichen Zeiten erinnern, die sie unter der Herrschaft der Könige genossen hätten, und durch die Rückkehr zu ihrer Pflicht den beneidenswerthen Zustand von damahls erneuern. Würden sie aber sein redlich gemeintes Anerbiethen verwerfen, so sey er unschuldig an allem Jammer, Elend und Blutvergießen, welche ihr trauriges Loos seyn würden.

Nach zehn Tagen (November 23.) erfolgte die Antwort auf dieses Schreiben, in welcher dieselbe humane und bescheidene Sprache herrschte. Die Antwerper priesen darin die großen und herrlichen Eigenschaften des Herzogs, und die gegen sie geäußerten wohl-

wollenden Gesinnungen. Ihm, sagten sie, würden sie mit Freude ihr Schicksal anvertrauen, wenn es ihm verstattet sey, nur der Stimme seines Edelmuths zu folgen. Aber leider wüßten sie, daß es Sr. Hoheit nicht freystehe, in Absicht des Hauptgegenstandes des Kriegs, der freyen Übung der protestantischen Religion, nachzugeben. Ja der König selbst sey so sehr Sclave der spanischen Inquisition und des Papstes, daß er nicht wagen dürfe, seinen christlichen Unterthanen das zu bewilligen, was doch der Papst selbst und die italiänischen Fürsten ohne Bedenken den Juden und Türken verstatteten. Weder Übermuth und Leichtsinn, noch die Verführung des edlen Oraniens hätten ihnen die Waffen in die Hand gegeben, sondern die Härte der Regierung und die Grausamkeit eines blutdürstigen Tyrannen hätten sie zur Ergreifung derselben gezwungen. Jetzt hätten sie sich an den König von Frankreich gewandt, der den Protestanten in seinem Lande die freye Übung ihrer Religion nicht versage, und ihn gebethen, sie zu seinen Unterthanen anzunehmen, und dieser Fürst habe ihnen seinen Beystand zugesagt. Sie könnten daher keine Verpflichtungen eingehen, die ihren Verbindlichkeiten gegen den Beherrscher Frankreichs zuwider wären. Überdieß wären sie ein Mitglied des niederländischen Staatenbundes, und hätten einen theuern Eid geschworen, ohne Einwilligung des ganzen Bundes keinen Frieden zu schließen. Diese Verhältnisse hätten es ihnen auch zur Pflicht gemacht, sein Schreiben dem Könige von Frankreich und den Generalstaaten mitzutheilen, und deren Gutachten darüber zu erbitten. Übrigens führten sie die Waffen aus keinem andern Grunde, als um sich und ihre Weiber und Kin

der wider unrechtmäßige Gewalt zu vertheidigen; aber ihr höchster Wunsch sey das Ende des Kriegs.

Noch Ein Mahl schrieb der Herzog von Calloo aus (December 10.) an die Antwerper, und warnte sie: ihr individuelles Interesse nicht aufzuopfern, um die Beschlüsse der Generalität abzuwarten; denn nur, wenn sie eilten, ihren eigenen Frieden zu schließen, sey es noch möglich, das ihnen drohende Unglück abzuwenden. — Diese Zuschrift sandte der antwerper Stadtrath nach Holland an die Generalstaaten, ohne sie zu beantworten, weil er den Argwohn des Volks zu erregen fürchtete. Damit endigte sich dieser Briefwechsel, der ohnehin zu nichts führen konnte, da die ganze Unterhandlung schon an dem einzigen Puncte der Religionsfreyheit, die der Herzog nie bewilliget haben würde, sich zerschlagen mußte.

Die vereinigten Niederländer, ohne Hoffnung, sich durch eigene Kräfte gegen die überlegene Macht ihrer Feinde zu schützen, hatten den Entschluß gefaßt, sich dem französischen Zepter zu unterwerfen, und ihre Unabhängigkeit der Erhaltung ihrer alten Vorrechte und Privilegien aufzuopfern. Eine Gesandtschaft ging nach Paris, um dem Könige die Wünsche der Nation vorzutragen, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe zu bitten. Die Aussicht auf diese Hülfe war es, was den Muth der Antwerper erhöhete, aber auch ihren Fall beschleunigte; denn so oft den Niederländern nur eine entfernte Hoffnung auf auswärtigen Beystand aufging, erkaltete ihr Eifer, sich selbst zu helfen. Die Unterhandlungen am französischen Hofe hatten nicht den erwünschten Erfolg. Man wandte sich an England,

welches auch Hülfsvölker versprach, aber sie erschienen für Antwerpen — zu spät.

Dringend hatte der Rath der bedrängten Stadt die Staaten von Holland und Seeland um eine Verstärkung an Truppen gebethen, um dem Feinde die eroberten Schanzen wieder entreissen zu können. Man vertröstete ihn auf die erwartete französische Hülfe. Da diese aber nicht erschien, und die Lage der Stadt immer gefährlicher ward, sandte Aldegonde einen Bothen nach dem andern nach Seeland, und ergoß sich in bittere Klagen darüber: daß, indem man nur immer nach auswärtiger Hülfe aussähe, und nur darauf hinweise, man die nächsten Mittel zur Rettung der Stadt versäume, und alle Vortheile, die der Winter darböthe, den Feinden Schaden zu thun, Stürme, dunkle Nächte u. s. w., ungenützt verliere. Noch im December sandte er Teligni nach Seeland, den Ständen vorzustellen: wollten sie auch ihr Kriegsvolk nicht an eine wichtige Unternehmung wagen, so möchten sie wenigstens durch ihre Flotte einen verstellten Angriff auf die Schanze bey Ordam machen, oder mit Hülfe der Besatzung von Lillo die feindlichen Forts auf dem covesteinschen Damm angreifen lassen. Teligni aber hatte das Unglück, nach einem heftigen Gefecht mit der feindlichen Flotte, unweit der Brücke des Herzogs von Parma, gefangen zu werden; ein großer Verlust für die Belagerten, denen dieser einsichtsvolle und tapfere junge Mann schon so viel wichtige Dienste geleistet hatte. An seiner Stelle ward der Hauptmann Prop nach Seeland gesandt, und seine Vorstellungen bewirkten, daß die zu Middelburg versammelten Staa-

ten den Entsatz der bundesverwandten Stadt beschlossen. Aber leider ward die Ausführung dieses Beschlusses, unter dem Vorwande, daß alle Schiffsbefehlshaber das Unternehmen für unausführbar erklärten, von einer Zeit zur andern verschoben, bis der Winter verstrichen war.

Je mehr Unthätigkeit in Abwendung des gedroheten Verderbens von Antwerpen die Niederländer zeigten, desto thätiger war der Herzog von Parma, es zu beschleunigen und unvermeidlich zu machen. So lange es die Jahrszeit verstattete, ließ er an Vollendung der Brücke und der aufgeführten Schanzen arbeiten. Oft störten die Antwerper diese Arbeiten durch Angriffe auf die noch nicht vollendete Brücke, wobey sie einst drey bis vier spanische Schiffe eroberten. Auch gelang es mehreren Proviantflotten aus Seeland, durch die Brücke, welche noch nicht geschlossen war, nach Antwerpen zu segeln (9. October, 16. November, 25. December), deren Ladungen unter großen Streitigkeiten zwischen dem Rath, den Bürgerhauptleuten und den Vorstehern der Zünfte, welche sich alle gern das Ansehen von Wichtigkeit gaben, in die Stadt geschafft wurden. Noch öfter würden Proviantschiffe nach Antwerpen gekommen seyn; da aber manche auf ihrer Fahrt dahin vom Feinde genommen wurden, so erging in Seeland der Befehl, daß nicht mehr einzelne Schiffe, sondern immer nur ganze Flotten abfahren sollten, um sich gemeinschaftlich wider die feindlichen Geschwader vertheidigen zu können. Dadurch ging manche günstige Gelegenheit für einzelne Schiffe verloren; und war denn endlich eine hinreichende Anzahl beysammen,

so hielten Stürme oder andere ungünstige Umstände sie zurück.

Um die Aufmerksamkeit der Spanier zu theilen, und von Antwerpen ab auf einen andern Punct zu ziehen, machte Graf Hohenlohe, mit Genehmigung der Generalstaaten, im Anfange des Jahrs (1585), einen Versuch, die Stadt Herzogenbusch zu überfallen. Der tapfere Hauptmann Julian von Kleerhage erhielt den Auftrag, mit 60 auserlesenen Soldaten den Angriff zu machen. Hohenlohe an der Spitze eines beträchtlichen Corps stand zu seiner Unterstützung bereit. Der Hauptmann mit seinen Leuten drang glücklich in die Stadt (20 Januar), und der Anschlag schien schon gelungen, als ein unerwarteter Umstand plötzlich alles verdarb. Ein feindlicher Reiterhaufen, der Tags zuvor als Escorte einiger reisenden Kaufleute in die Stadt gekommen war, und jetzt eben im Begriff stand, wieder aufzusitzen und auszurücken, schreckt die mit Kleerhage eingedrungenen Kriegsleute. Sie glauben sich verrathen, und die Feinde zu ihrem Empfange bereit. Dadurch entsteht Aufenthalt. Die Besatzung greift zu den Waffen. Ein schneller Rückzug ist das einzige Rettungsmittel. Man ergreift ihn durch das Thor und über den Wall. Viele verlieren das Leben. Kleerhage selbst, der bis auf den letzten Mann gefochten hat, springt von einem Thurm in den Graben, und rettet sich durch die Flucht. So endete dieser Versuch, der übrigens auf das Schicksal Antwerpens keinen Einfluß hatte.

Der strenge Winterfrost hatte die Arbeiten der Spanier an der Brücke unterbrochen, und den Strom

mit Eis bedeckt. Sie mußten sich jetzt begnügen, für die Sicherheit derselben zu wachen. Eine große Gefahr drohete ihr, als beym Aufthauen sich das Eis in großen Massen zusammenschob. Glücklicher Weise senkten sie sich größten Theils gegen das Pfahlwerk, dessen Stärke und Festigkeit ihnen widerstanden. Hätte sie der Zug des Stroms gegen die Mitte getrieben, so würden sie gewiß die schon zum Theil aufgestellten Brückenschiffe zerstreut oder zermalmt haben. Mit dem Eintritt der gelinderen Witterung, als weniger vom Frost zu besorgen war, kehrten die Belagernden zum Bau der Brücke zurück, um die letzte Hand an das Werk zu legen.

Zwischen beyden Castellen am Ende des Pfahlwerks war noch ein Raum von 1250 Fuß offen. Zur Ausfüllung desselben wurden 32 Plaiten oder platte Fahrzeuge, jedes von funfzig Fuß Breite, quer über den Strom gestellt. Sie wurden durch starke eiserne Ketten und Kabeltaue mit einander verbunden, und jeder war mit zwey Ankern am Vorder- und Hintertheil befestiget. Über diese Schiffe hin ward die Brücke eben so geführt, wie über das Pfahlwerk, und mit einer Blendung von Holzwerk versehen, so daß das Werk eher das Ansehen einer schwimmenden Verschanzung, als einer Brücke hatte. Zur Vertheidigung derselben ward jedes Schiff mit vier Matrosen, 30 Soldaten und zwey Stück Geschütz besetzt. Überhaupt droheten dem Feinde zwey und neunzig Feuerschlünde von jeder Größe, von der Brücke und aus den bey den Brückenköpfen, entgegen. Eine Flotte von Kriegsschiffen lag zur Beschützung der Brücke bereit, und

beyde Ufer des Stroms waren mit Forts und Schanzen bedeckt. Außerdem war zu ihrer Sicherheit wider die Angriffe der Feinde ein schwimmendes Werk von Barocci's Erfindung ober= und unterhalb derselben angelegt. Zusammengesetzt aus drey und dreyßig kleinen platten, mit Ballast angefüllten Fahrzeugen und einer großen Anzahl leerer Tonnen, und durch starke Balken und Mastbäume verbunden, nahmen diese Werke auf dem Strome eine Breite von 1252 Fuß ein, und streckten dem Feinde eine dichte Reihe starker, mit eisernen Spitzen versehener Sturmpfähle entgegen. Man nannte sie die Schwimmer, weil sie in steter Bewegung waren; denn die Fahrzeuge, woraus sie bestanden, hingen an doppelten, aber schlaffen Ankertauen, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können. Wagte es eine feindliche Flotte, sich der Brücke nähern zu wollen, so ward sie von diesen floßartigen Außenwerken aufgehalten, und ehe es ihr gelingen konnte, sich davon loszumachen, hatten die Kanonen von den Brücken- und Kriegsschiffen, von den Castellen und Uferbatterien Zeit, sie zurück zu treiben, oder zu zerschmettern und in den Grund zu bohren.

Nach einer sechsmonathlichen Arbeit und einem ungeheuern Aufwande an Geld und Kräften, stand endlich das ganze wunderbare Werk vollendet da, als ein Denkmahl des unvergänglichen Ruhms seines Schöpfers. Der Tag, an welchem die Brücke sammt dem Schutzwerke vollendet waren (28. Februar), ward von den Belagernden wie ein erfochtener Sieg mit militärischem Pompe gefeyert. Sie rückten in kriegerischem Gepränge vor das Lager heraus, besetzten Brücke,

Schiffe, Ufer und Forts, und riefen unter dem Donner des Geschützes ihrem Feldherrn ein Lebehoch! Der letztere selbst warf sich auf seine Knie, dankte den höheren Mächten für die Beförderung des Werks, und empfahl es ihrem Schutze.

Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich schnell nach allen Gegenden, und von nahen und fernen Orten strömten Neugierige in großer Zahl herbey, und betrachteten es mit Erstaunen. Der Aberglaube des Zeitalters, der sich nicht überzeugen konnte, daß es allein durch Anwendung natürlicher Kräfte in so kurzer Zeit entstanden sey, wähnte, daß der Teufel dabey mitgewirkt, und dem spanischen Feldherrn Schmiede und Werkzeuge dazu aus der Hölle gesandt habe. Ein Kundschafter aus Antwerpen, von St. Aldegonde abgeschickt, um sich von der Vollendung der Brücke, wovon einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Posten geschlichen hatten, die erste Nachricht in die Stadt brachten, zu überzeugen, ward im Lager ergriffen und erkannt. Der Herzog befahl, ihn durch das ganze Lager und auf der Brücke umher zu führen, und ihm die Anlage derselben und die Anzahl der Schiffe und Kanonen sammt allen Forts zu zeigen. Als dieses geschehen war, ließ er den Zitternden, welcher nichts als den augenblicklichen Tod erwartete, vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Du bist frey! kehre jetzt zu denen zurück, die dich hieher sandten, berichte, was du sahest, und sage ihnen: Alexander Farnese werde nicht ablassen von der Belagerung, bis er entweder unter den Ruinen jener Brücke sein Grab gefunden, oder sich durch sie einen Eingang in die Stadt gebahnet habe!"

Über alle Beschreibung groß war die Bestürzung, welche die Bestätigung der Nachricht, daß die Brücke vollendet sey, in Antwerpen verbreitete. Selbst die Klügsten hatten die Möglichkeit bezweifelt, den breiten gewaltigen Strom durch eine Brücke zu fesseln und zu verschließen. Jetzt ward der Stadt die Straße nach Seeland versperrt, von wo her sie allein Unterstützung an Proviant erwarten konnte, und eine düstere Ahndung ihres Schicksals erzeugte eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Bald vermehrte die Besorgnisse eine andere unglückliche Begebenheit, — der Verlust von Brüssel.

Diese volkreiche und einst so blühende Stadt war, durch die spanische Blockade seit dem Heumonath des vergangenen Jahrs, in einen bedauernswerthen Zustand versetzt, und zu einem Sitz der Zerrüttung und des äußersten Mangels geworden. Um die Consumtion zu mindern, ward ein Theil der ärmeren Einwohner aus der Stadt geschafft; aber die Spanier ließen diese Unglücklichen entweder nicht durch, oder hingen die Männer auf, und sandten die Weiber mit abgeschnittenen Röcken in die Stadt zurück. Der Hunger erzeugte die gräßlichsten Scenen. Die Mutter einer zahlreichen Familie, aller Mittel beraubt, sich und diese zu ernähren, vergiftete erst ihre Kinder, und dann sich selbst, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen.

Die Stadt war ihrem traurigen Schicksale überlassen. Keine Hülfe war zu hoffen, denn Frankreich verweigerte sie, und Holland beschäftigte die Vertheidigung des Nordens der Niederlande, wo die spanischen Waffen ebenfalls thätig waren. In dieser Noth

ward endlich beschlossen, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten, und der Ritter Tempel, Befehlshaber der Besatzung, sowohl als der Rath sandten in dieser Absicht Deputirte in das Lager bey Beveren. Hier ward am 10. März (1585.) eine Capitulation abgeschlossen, nach deren Inhalt sich Brüssel den Spaniern ergab, und die Besatzung freyen Abzug erhielt. Den nichtkatholischen Einwohnern ward noch ein zweyjähriger Aufenthalt in der Stadt verstattet, um sich während desselben zu bedenken, ob sie dem Protestantismus entsagen, oder auswandern wollten. Den Tag nach der Übergabe Brüssels hatte sich Graf Hohenlohe mit einem Convoy von Lebensmitteln und andern Vorräthen, von Bergen op Zoom aus, dahin in Marsch gesetzt. Als er aber unter Weges den Fall der Stadt erfuhr, brachte er seine Vorräthe nach dem ebenfalls blockirten Mecheln, welches dadurch in den Stand gesetzt ward, sich noch vier Monath länger zu halten.

Dem Verlust von Brüssel folgte unmittelbar der von Nimwegen und Dösburg (15. 30. März). Beyde Städte unterwarfen sich dem Könige freywillig, auf Veranstaltung ihrer katholischen Einwohner. Der unternehmende Tassis, welcher in den Gegenden der Yssel den Meister spielte, verwüstete die Velau, eroberte die beyden Schlösser Hakfoort und Nieuwbeek, und ließ die Besatzung des erstern bis auf den letzten Mann niederhauen, den Befehlshaber des letzteren aber aufhängen. Er unternahm darauf einen Streifzug durch Gooiland, plünderte, machte Gefangene, erpreßte über 100,000 Gulden Contribution, eroberte mehrere Schlösser, und bedrohte sogar die Grenzen der Provinz Hol-

land, welche dadurch genöthigt ward, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, und um so weniger für die Rettung Antwerpens thun konnte.

Hier hatten die schnell auf einander folgenden Nachrichten von so vielfachen Verlusten und Unfällen zwar einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther gemacht, aber den Muth der Einwohner nicht niedergeschlagen. Die wachsende Gefahr schien sie nur kühner und entschlossener zu machen, und man hörte nur Eine Stimme, die, welche eine fortgesetzte und entschlossene Vertheidigung wider die Angriffe des Feindes forderte. Sollte die Tyranney ihren Fuß von neuem in eine Stadt setzen, welche die erste im Bunde der Freyheit, und so lange der Sitz der großen Nationalrepräsentation gewesen war? Diesen geheiligten Boden durfte kein Sclave des Despotismus betreten, so lange noch ein Bürger lebte, ihn mit seinem Blute zu vertheidigen. So dachten und sprachen die Bewohner Antwerpens, und überzeugt, daß die Erhaltung ihrer Stadt allein von der Zerstörung der Brücke abhange, sannen alle Patrioten auf Mittel, diese zu bewirken.

Unter denen, welche deßhalb Vorschläge thaten, trat auch Friedrich Gianibelli auf, derselbe, der beym Anfange der Blockade einen Plan zur Verproviantirung der Stadt entworfen hatte. Dieser außerordentliche Mann war aus Mantua gebürtig, hatte anfangs als Kriegsbaumeister in Italien gedient, und war von dort nach Spanien gegangen, wo er dem Könige seine Dienste in den Niederlanden anboth. Man machte ihm Hoffnung, seinen Wunsch zu erfüllen; aber seine Anstellung verzog sich von einer Zeit zur andern, bis

er endlich voll Unwillen ein Land verließ, wo man seinen Talenten so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ. Vor seiner Abreise soll ihm die Drohung entfahren seyn: die Spanier sollten einst mit Thränen den Nahmen des verachteten Mannes hören. Er ließ sich hierauf zu Antwerpen nieder, wo er sich verheirathete, und allgemeine Achtung genoß, weil er als ein treffliches Kunstgenie, vorzüglich als ein guter Physiker und Feuerwerker, bekannt war. Besonders schätzte ihn die Königinn Elisabeth von England, von der er auch einen Jahrgehalt empfing.

Das Mittel, welches er zur Bewirkung des Untergangs der Brücke vorschlug, war eben so groß und genialisch, als jenes wunderbare Werk selbst. Durch Brander und Minenschiffe, welche er zurüsten wollte, sollte die Zerstörung geschehen. Er forderte zu diesem Zwecke die drey großen zu Antwerpen liegenden Schiffe, den Löwen von 500, die goldne Post von 350, und Oranien von 150 Tonnen, und außerdem 60 kleinere Fahrzeuge mit platten Böden. Jene sollten als Minenschiffe, diese als Brander zugerüstet, und dann die ganze Flotte durch Ketten, Taue und Mastbäume mit einander verbunden, gegen die Brücke herab gesandt werden. Welche Wirkungen wären durch die Ausführung dieses Plans in seinem ganzen Umfange zu erwarten gewesen, wenn man sie nach dem berechnet, was in der Folge wirklich geschah. Aber der Plan des Künstlers war zu neu und kolossal, als daß er den Beyfall derer, welchen er ihn vortrug, hätte gewinnen können. Diese gemeinen Köpfe waren für keine großen Ideen empfänglich; sie begriffen Gianibelli nicht, und

mißtraueten deßhalb seinen Kräften. Dabey sträubte sich ihr Krämergeist gegen den Kostenaufwand für eine Sache, deren Erfolg und Nutzen ihnen so problematisch schien. Man bewilligte dem Künstler endlich zwey Schiffe, die Hoffnung von 80 und das Glück von 70 Tonnen, nebst 13 flachen Fahrzeugen. So wenig entsprechend seinen Erwartungen auch dieser Erfolg seines Vorschlags war, mußte er sich doch damit begnügen, und durch sein Genie den Mangel an Hülfsmitteln ersetzen.

Er ging sogleich an die Verderben drohende Arbeit, und während er die Ausrüstung seiner Feuerflotte mit unermüdetem Eifer betrieb, wurden auch in Seeland lebhafte Anstalten zum Entsatz von Antwerpen getroffen. Die Holländer und Seeländer hatten endlich zu spät eingesehen, daß sie die günstige Gelegenheit, die Vollendung der Brücke zu hindern, versäumt, und an eine fruchtlose Belagerung von Zütphen die kostbare Zeit verschwendet hatten. Jetzt bestimmte sie dringende Noth zu schleuniger Unterstützung ihrer Bundesgenossen, und die zu Middelburg versammelten Staaten ertheilten dem Grafen Hohenlohe und dem Admiral Justin von Nassau Befehl, dem bedrängten Antwerpen zu Hülfe zu eilen. Die Feldherren beschlossen einen Angriff auf das Fort Lieffenshök, um sich durch dessen Wiedereroberung den Weg zur Zerstörung der Brücke zu bahnen. Mit einer Flotte von großen und kleinern Fahrzeugen erschienen sie so plötzlich vor Lieffenshök, daß die überraschte Besatzung kaum Zeit hatte, ihr grobes Geschütz abzufeuern. Das Fort ward beym ersten Anfall erstiegen (3. Aprill), und alles darin

in niedergehauen, was sich nicht mit der Flucht retten konnte. Eben so leicht bemächtigten sie sich auch der Schanzen Antonihök, Terventa, Torta und der ganzen Insel Doel. Der Herzog von Parma war so aufgebracht über den Verlust dieser Plätze, daß er die Befehlshaber derselben, wegen ihrer schlechten Vertheidigung, im Angesichte des ganzen Heers enthaupten ließ. Um die Folgen davon minder nachtheilig zu machen, ließ er in größter Eil durch die Deutschen einige neue Schanzen zur Sicherung der Brücke aufführen.

Die niederländischen Befehlshaber begingen einen großen Fehler, daß sie nicht, nach Aldegonde's Rath, unmittelbar nach Eroberung der Forts bis an das äußerste Ende des Dammes von Calloo vordrangen, und sich dort, nach Durchstechung desselben, verschanzten; denn von diesem Winkel her konnte die Brücke am leichtesten mit dem schweren Geschütz bestrichen werden. Indeß hatten sie doch durch die gemachten Fortschritte die freye Schifffahrt vom Meere bis zur Brücke wieder hergestellt. Alles kam jetzt auf den Erfolg des Kunstwerks an, woran Gianibelli mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete. Es war seiner Vollendung nahe, und die seeländischen Befehlshaber trafen mit den antwerper Bundsgenossen die Verabredung, daß in dem Augenblick, wo die Minenschiffe die Brücke gesprengt haben würden, sich die seeländischen und antwerpischen Flotten von beyden Seiten derselben nähern, ihren Ruin vollenden, und die Durchfahrt einer Proviantflotte nach Antwerpen bewirken sollten. Um das Schutzwerk vor der Brücke auf der antwerpenschen Seite zu zerstören, damit es die Brandflotte nicht aufhalten könne,

ward zu Antwerpen eine Anzahl leichter Bothe zugerüstet, welche unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels mit großen unter dem Wasser verborgenen Haken und Sensen die Ankertaue des Floßes zerschneiden, und die Balken, welche es zusammen hielten, davon trennen, und gegen die Brücke treiben lassen sollten. Aber die Feinde erhielten durch ihre Spione in der Stadt von diesem Anschlage Nachricht, und Barocci ließ die Anker mit Ketten statt der Taue befestigen, und die ganze Nacht hindurch auf den Ufern große Feuer unterhalten, wodurch das Vorhaben der Belagerten vereitelt ward.

Gianibelli hatte endlich sein außerordentliches Kunstwerk vollendet. Nie hatte man zuvor von etwas Ähnlichem gehört, und je mehr die meisten einen glücklichen Erfolg der versprochenen Wirkung desselben bezweifelten, mit desto gespannterer Erwartung sah man demselben entgegen. Der Künstler hatte beyde größeren Schiffe, das Glück und die Hoffnung, als Minenschiffe, und 32 platte Fahrzeuge als Brander ausgerüstet. Jene waren mit einem Kasten aus Ziegelsteinen, inwendig drey Fuß breit und hoch und sechzig Fuß lang, versehen. Er war oben sechs Fuß hoch mit Leichensteinen, Mühl- und andern großen Steinen in Form eines Daches übermauert, damit die Explosion sich mehr seitwärts verbreiten sollte. Diese Steinkasten bildeten die Mine. Die des größeren Schiffes war mit 7500 und jene des kleineren mit 6000 Pfund des feinsten Schießpulvers geladen, und unter dem Dache lagen große Lasten von eisernen und steinernen Kugeln, Nägeln, Ketten, Klammern und andern verderblichen

Dingen. In einigen offenen Löchern des verschlossenen Kastens waren Lunten zum Zünden des Pulvers niedergelegt. Der noch übrige Raum im Schiffe zwischen dem Borte und den Seitenwänden des Minenkastens war mit Balken durch eisernen Bolzen verbunden, und mit einem Mauerwerk von Quadersteinen angefüllt und das Ganze mit starken Balken und Dielen bedeckt, um dem Schiffe das Ansehen eines gewöhnlichen Branders zu geben. Diese Täuschung zu vollenden, ward beym Gebrauch auf dem Dache der Mine ein Feuer angezündet, welches eine ganze Stunde brennen konnte. Zum Anzünden der Mine war ein Uhrwerk angebracht, dessen Mechanismus von der Art war, daß es gerade nur die erforderliche Zeit lief, dann aber, vermittelst eines losschlagenden Musketenschlosses, das Leitfeuer zündete. Die 32 platten Fahrzeuge waren mit Brennstoffen, und einige kleinere mit Büchsenpulver angefüllt. Die beyden großen Vulkane waren es eigentlich, von denen die Zerstörung der Brücke erwartet ward, die übrigen Fahrzeuge sollten dazu dienen, theils die gefährliche Kriegslist zu verbergen, theils die Aufmerksamkeit der Feinde zu beschäftigen, und den Minenschiffen den Weg über das Schutzwerk vor der Brücke zu bahnen. Der vierte Aprill ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt, und die Anführer der bey Lillo liegenden verbündeten Flotte wurden davon benachrichtiget, um sich zum Angriff bereit zu halten.

Der entscheidende Tag ist da. Alle Anstalten sind getroffen, alles ist zur Ausführung fertig. Zwischen Hoffnung und bangen Besorgnissen getheilt, erwartet Antwerpen die Entscheidung seines Schicksals. Dem

antwerpischen Admiral, Jakob Jakobson, war aufgegeben, das Auslaufen der Feuerflotte zu veranstalten und zu leiten, und ein Kriegsgeschwader lag in Bereitschaft, die Zerstörung der Brücke zu vollenden, und über den Ruinen derselben den seeländischen Bundesgenossen die Hand zu reichen.

Der Abend bricht an. Das dumpfe Schweigen der Erwartung ruht über Antwerpen. Aldegonde und Gianibelli begeben sich auf den Damm bey der Bauerschanze, den Erfolg abzuwarten. Die Brander werden angezündet, und die Feuer auf den Dächern der beyden Minenschiffe lodern auf. Das Geschwader, an welches so große Hoffnungen geknüpft sind, tritt seine Fahrt an. Voran schwimmen einzeln die kleineren Fahrzeuge, dann folgen die 32 Brander in Gruppen von acht und acht mit Ketten zusammen gefügt. Den Beschluß machen die beyden Minenschiffe. Gleich anfangs entstand eine Art von Verwirrung; denn der Admiral Jakob beging den Fehler, — vielleicht vorsetzlich aus Haß oder Neid gegen den Künstler, daß er bey der Abfahrt die Brander und Minenschiffe zu schnell auf einander folgen ließ. Matrosen in kleinen Nachen leiteten an Tauen die Schiffe. Die ganze Flotte schwamm an der Küste hin dem Strom entlang, und tausend Wünsche folgten ihrer Fahrt.

Die Belagernden hatten früher schon durch ihre Kundschafter Nachricht erhalten, daß man in Antwerpen mit einem gefährlichen Anschlage gegen die Brücke umgehe, von der eigentlichen Beschaffenheit desselben aber waren sie nicht unterrichtet. Indeß wurden Maßregeln gegen jeden möglichen Versuch ge-

troffen, und die Wachen in den Forts, auf den Dämmen und auf der Brücke vermehrt. So vorbereitet erwartet man ruhig die Unternehmungen des Feindes. Auf einmahl erblicken die ausgestellten Posten während der Nacht oberhalb auf dem Strome ein brennendes Fahrzeug, dann noch eins, und endlich eine ganze im Feuer stehende Flotte. Sie rufen ins Gewehr, und nach wenigen Augenblicken ist das ganze Lager in Bewegung. Jede Fahne eilt auf ihren Allarmplatz. Die ganze Brücke von einem Ende bis zum andern, die Dämme, Batterien und Uferschanzen und die Brückenschiffe werden mit Soldaten besetzt. Mit brennenden Lunten, in gespannter Erwartung stehen sie zum Kampfe bereit, und harren der Entwickelung der räthselhaften Erscheinung entgegen. Alexander selbst war zugegen, und ertheilte die nöthigen Befehle. Näher und näher schwamm die brennende Flotte. Ihr Anblick gewährte ein herrliches Schauspiel in der schönen milden Frühlingsnacht. Es war die schönste nächtliche Erleuchtung, die man sehen kann. Nicht die Brandstoffe in den Schiffen, sondern diese selbst schienen in Flammen zu stehen. Der Strom glich einem Feuermeer; die Ufer glänzten, die Gegenstände traten aus dem nächtlichen Dunkel hervor, ein magischer Schattentag ging über der umliegenden Gegend auf, und die Waffen der Soldaten funkelten im Wiederschein der brennenden Flotte. Die letztere hatte sich der Brücke bis auf zweytausend Schritte genähert. Jetzt lenkten die Bothsleute die Schiffe nach der Mitte des Stroms, zündeten die Lunten auf den Minenschiffen an, kappten ihre Taue, und ruderten dann ei-

lend davon, um den Erfolg in der Ferne abzuwarten. Die zu früh sich selbst und der Willkühr des Stroms überlassenen Schiffe nahmen nicht alle denselben Lauf, und kamen bald in Unordnung. Mehrere von den Brandern geriethen auf Untiefen, oder verbrannten, ohne Schaden zu thun. Selbst das kleinere der beyden Minenschiffe ward an das Ufer geworfen, bekam einen Leck, und sank in den Grund. Von den kleineren Feuerschiffen verwickelten sich verschiedene in den Sturmpfählen der Schwimmer. Schon verminderte sich die Anzahl der Brander; die Feuer erloschen nach und nach, alle Gefahr schien vorüber, und die Soldaten scherzten und ergossen sich in Spöttereyen über den Feind, der so große Anstalten um nichts gemacht habe, — als plötzlich das zweyte größere Minenschiff, die Hoffnung, von der flandrischen Küste herüber sich gegen das Schutzwerk vor der Brücke senkte. Mit gewaltiger Kraft drang es auf die Sturmpfähle, zersprengte das Werk, und näherte sich drohend der Brücke da, wo auf der flandrischen Seite die Stekkada in dem hölzernen Kastell sich endete. Die Soldaten erhoben ein Geschrey; alle Gemüther wurden mit Besorgniß erfüllt, und der Herzog, welcher das Geräusch vernahm, eilte mit Roubaix, Billi, del Vasto und Gajetano nach dem bedroheten hölzernen Kastell, und befahl den spanischen Matrosen, den Brander von der Brücke abzulenken. In diesem Getümmel nähert sich ihm plötzlich mit ängstlicher Eile ein spanischer Fähnrich von seiner Leibwache, der vielleicht von dem berühmten Feuerkünstler Gianibelli und dessen Drohung gegen seine Landsleute gehört hatte, und be-

stürmt den Fürsten mit dringenden Bitten, die Brücke eilend zu verlassen, weil hier sicher eine große Gefahr drohe. Der Feldherr, keine Furcht kennend, sieht ihn voll Verwunderung an, und bleibt. Aber sein Warner hört nicht auf, ihn zu bitten, wirft sich vor ihm nieder, und beschwört ihn: nur dieß Mahl ihm zu folgen! ergreift sein Gewand, und zieht ihn sanft hinweg. Der Herzog gibt endlich nach, und verläßt mit del Vasto und Gajetano das Kastell; Billi und Roubaix aber bleiben zurück. Kaum hat er die Brücke zurückgelegt, und den ersten Schritt in das Fort Santa Maria gethan, da stößt das Minenschiff an die Brücke, und fliegt mit einem entsetzlichen, zermalmenden Knall auf, als stürzten Himmel und Erde zusammen. Der mächtige Strom wird bis auf den Grund aufgewühlt, und tritt zürnend über seine Ufer heraus. Zwey Meilen in der Runde wird die Erde, wie in einem Erdbeben, gerüttelt, und die furchtbaren Eingeweide des Vulkans, vermischt mit Balken und Trümmern der Brücke, mit Geschütz, Gewehren, Matrosen, Soldaten und den Trümmern des Minenschiffs, von welchem sich nie eine Spur wieder fand, werden hoch durch die Luft geschläudert. Der Herzog mit seinen Begleitern stürzten bewußtlos zu Boden. Ein Pfahl verwundete ihn an der Schulter, und del Vasto und Gajetano erhielten ebenfalls Verletzungen; indeß erwachte er bald wieder aus seiner Betäubung, und eilte, ohne noch zu wissen, was vorgefallen war, mit gezogenem Degen nach der Brücke.

Welch ein entsetzliches Schauspiel both sich ihm hier dar! Der Strom schäumte und rauschte in furcht-

baren Strudeln, mit Trümmern, todten Leichnamen und Verwundeten bedeckt. Ein dumpfes Gewimmer der Unglücklichen, welche hülflos zwischen Pfählen und Balken hingen, oder unter den Trümmern des Pfahlwerks vergraben lagen, drang herzzerschneidend in sein Ohr. Das Castell, wo er selbst noch erst gestanden hatte, mit allen darin gewesenen Officieren, Soldaten und Kanonen war verschwunden, ein Theil des daran stossenden Pfahlwerks vernichtet, und sechs Schiffe mit ihrer sämmtlichen Mannschaft hatte der Abgrund verschlungen. So über alle Beschreibung schrecklich war die Verwüstung der Explosion. Nie hatte man seit Erfindung des Pulvers von ähnlichen Wirkungen desselben gehört. Die Schelde war über zweytausend Schritte über ihre Ufer getreten, und das Fort Calloo dergestalt überschwemmt, daß die Soldaten bis an das Knie im Wasser standen; selbst im Fort Maria stand es über zwey Fuß hoch. Die stärksten Grabsteine waren bis auf tausend Fuß weit über das Ufer geschläudert, und man fand sie zum Theil vier Fuß tief in die Erde versunken.

Über 800 Soldaten und Matrosen hatten auf eine eben so mannigfaltige als gräßliche Art das Leben verloren. Ein Theil ward durch den infernalischen Dampf des Vulkans erstickt, oder durch die heftige Erschütterung getödtet; andere ertranken oder verbrannten in dem kochenden Strome, wurden von den umherfliegenden Steinen und Balken zermalmt, oder mit solcher Heftigkeit einer wider den andern geworfen, daß sie sich gegenseitig zerschmetterten. Der Marquis von Roubaix und Billi, zwey Niederländer,

wovon jener anfangs die Partey der Staaten gehalten hatte, und dieser seit Anfange der Revolution ihr unversöhnlicher Feind gewesen war, Torci, Sigura und zwey und zwanzig andere Befehlshaber waren ein Raub des Todes geworden. Roubaix Leichnam hing an einem Schiffsseile; Billi's vermoderter Körper ward erst einige Monathe darauf, nach Abtragung der Brücke, unter einem Balken gefunden, und an einer goldnen Kette, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, erkannt.

Manches von den dem Tode geweiheten Opfern ward wunderbar erhalten. Den Marquis von Brüssel warf die Explosion unbeschädigt aus einem Schiffe in das andere. Der Hauptmann Tucci ward am Fort Santa Maria in voller Rüstung in die Luft gehoben, einige Minuten gleich einer Feder umher gewirbelt, und dann in den Strom geworfen, wo er sich des Panzers entledigte, und durch Schwimmen an das jenseitige Ufer rettete. Einen jungen Menschen von des Herzogs Leibwache ergriff auf der Brücke, nahe an der flandrischen Küste, ein Wirbel, und schläuderte ihn über den ganzen Strom auf das brabantische Ufer, ohne daß er eine andere Beschädigung, als eine kleine Verletzung an der Schulter beym Herabfallen, erhielt.

Man fürchtete anfangs, auch der Herzog sey durch die Explosion getödtet, weil er nur wenige Minuten vor derselben noch auf der Brücke gesehen worden war. Mondragone, Carl Mansfeld und Capisucci eilten daher, ihn aufzusuchen, und fanden ihn zu ihrer Freude noch lebend. Er war der Brücke zugeeilt, und stand hier, die schreckliche Zerstörung überblickend, und

den Schmerz der erhaltenen Verletzung über den weit größeren seiner verlornen Hoffnungen vergessend. Welche Empfindungen durchdrangen in diesem Augenblick den großen Mann! Die Brücke, das mühsame Werk überspannter Anstrengungen ist durchbrochen, zwey seiner besten Feldherren und eine zahlreiche treffliche Mannschaft sind getödtet; allgemeine Verwirrung herrscht im Heere, das Entsetzen hat alle Kräfte gelähmt, die Pulvervorräthe sind durch die Überschwemmung unbrauchbar gemacht, und die Lunten feucht. Alles ist verloren, wenn die feindlichen Flotten von Antwerpen und aus Seeland erscheinen, und mit jedem Augenblick muß man ihrer Ankunft entgegen sehen. Wie ein großes schauderhaftes Gemählde stand die ganze gräßliche Scene mit allen ihren schrecklichen Folgen vor seiner Seele. Aber nur einen Augenblick überließ er sich dem Schmerzen, und der Trostlosigkeit. Einen Helden, wie Parma, kann das Unglück wohl erschüttern, aber nicht zu Boden schlagen; und wo die gemeinere Natur unter fruchtlosen Klagen duldet, oder im Sturm der Verzweiflung untergeht, da schafft sich ein solcher Geist die Mittel, den Schlägen des feindseligen Geschickes kraftvoll entgegen zu wirken. Kaum hat er sich von der ersten Betäubung erhohlt, so befiehlt er Georg Basta, der auf das Krachen des auffliegenden Vulkans mit einigen Reitergeschwadern herbeygeeilt war, die Brücke, die Schanzen und alle Posten am Ufer zu bereiten, die Ordnung wieder herzustellen, und Kundschaft einzuziehen, ob der Feind Bewegungen mache. Er läßt die Verwundeten, diese Gegenstände des Schreckens, hinweg-

schaffen, spricht den niedergeschlagenen Kriegsleuten Muth und Trost ein, und da noch immer kein Feind erscheint, beschließt er, ungesäumt die beschädigte Brücke wieder herzustellen. Sogleich wird Hand an das Werk gelegt. Er selbst, der Feldherr, und alle seine Officiere unterziehen sich der Arbeit, und willig folgen ihrem Beyspiel Soldaten und Matrosen. Unter einem furchtbaren Geräusch von Trommeln und Trompeten, um das Getöse der Arbeitenden zu übertönen, werden die Trümmer fortgeschafft, und noch in derselben Nacht wird die Öffnung in der Brücke durch Pfahlwerk, aufgefischte Balken und einige in der Eile herbeygeschaffte Fahrzeuge wieder verschlossen. Freylich war diese ganze Arbeit mehr auf eine Täuschung als auf eine wirkliche Wiederherstellung der Brücke berechnet, denn diese in einer so kurzen Frist zu bewirken, war eine Unmöglichkeit; aber die feindlichen Kundschafter konnten doch dadurch betrogen werden. Um das Blendwerk zu vollenden, ward die ganze Brücke mit Soldaten besetzt. Als der Tag anbrach, und immer noch kein feindliches Segel erschien, war der Herzog schon halb getröstet. Alles kehrte nach und nach in die alte Ordnung zurück, und man fing an, mit Ernst an einer dauerhafteren Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. Ein deutsches Regiment, welches der Feldherr nach dem Verlust von Liefkenshök aus Geldern herbeygerufen hatte, traf gerade jetzt zur gelegensten Zeit im Lager ein, ersetzte den durch die Explosion veranlaßten Abgang an Mannschaft, und vermehrte die Zahl der Arbeiter.

Je außerordentlicher die Wirkungen von Giani-

belli's Höllenmaschine waren, desto mehr Erstaunen erregt die gänzliche Unthätigkeit der Belagerten und ihrer Bundesgenossen. Auch nicht der kleinste Versuch ward von ihnen gemacht, die so günstigen Folgen derselben zu benützen. Die Veranlassung zu dieser unbegreiflichen Erscheinung war — eine gänzliche Unwissenheit dessen, was bey der Brücke vorgefallen war. So fabelhaft und unglaublich das scheint, gibt uns doch die Geschichte hinreichende Aufschlüsse über den Zusammenhang dieses räthselhaften Ereignisses.

Als die brennende Flotte von Antwerpen zu ihrer Bestimmung abfuhr, erhielten zugleich einige Galeeren den Auftrag: ihr von fern nachzufolgen, und, so bald die Explosion erfolgt, und die Brücke gesprengt sey, ein Signal durch Raketen und Feuerpfeile zu geben, sodann durch die geöffnete Brücke zu eilen, und die zu Lillo vor Anker liegende seeländische Flotte ebenfalls davon zu benachrichtigen. Zugleich ward dem antwerpenschen Admiral Jakob befohlen: in dem Augenblick, da die Signale erfolgen würden, die Anker zu lichten, und mit seinem Geschwader die Brücke anzugreifen. Aber indeß Aldegonde, Gianibelli und ganz Antwerpen mit Ungeduld harrten, blieb alles ruhig; keine Signale erfolgten, und endlich kehrten die ausgesandten Galeeren mit der unerwarteten Nachricht zurück, daß die Feuerflotte keine Wirkung gethan habe. Die furchtsamen Bothsleute aber hatten den erhaltenen Befehl nicht befolgt, ob ihnen gleich eine Belohnung von hundert Gulden dafür versprochen worden war; sie blieben in weiter Entfernung, und ruderten, ohne die Catastrophe abzuwarten, nach der Stadt

zurück. Auch den folgenden Tag, wie günstig auch der Wind zuweilen blies, erschien kein seeländisches Fahrzeug von Lillo her. Der falsche Bericht der Galeeren schien dadurch bestätigt, und man unterließ deßhalb von Antwerpen aus jede nähere Untersuchung, ohne zu ahnden, daß das Ausbleiben der Bundesgenossen lediglich eine Folge der eigenen Indolenz war, da jene ohne alle Nachricht blieben. So verloren die Antwerper durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit alle Vortheile jener merkwürdigen Nacht und den günstigsten Moment zu ihrer Rettung, welcher nie wiederkehrte. Gianibelli war in Verzweiflung, und schwebte in Gefahr, ein Opfer des wüthenden Volks zu werden; denn auf ihn warf man alle Schuld des Mißlingens, und nannte ihn einen Charlatan, der seine Mitbürger mit glänzenden Versprechungen geäfft, und große Summen unnütz verschwendet habe. Doch schon den dritten Tag nach der Explosion ward der mißhandelte und tiefgekränkte Künstler vollkommen gerechtfertigt. Ein von Lillo abgesandter Bothe des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht ganz nackend unter der Brücke durchgeschwommen war, brachte, die erste Nachricht von den großen Zerstörungen des Minenschiffs nach Antwerpen. Zu spät bedauerte man jetzt, sie nicht besser benutzt zu haben, und Gianibelli erhielt den Auftrag, unverzüglich an einer neuen Höllenmaschine zu arbeiten; aber die Gunst des Glücks war auf immer verscherzt.

Im ersten Eifer und noch voll von Bewunderung über die großen Wirkungen des Vulkans, wollte man dem Künstler die drey zuerst verlangten gro-

ßen Schiffe und sechszig kleinere Fahrzeuge zur Ausrüstung einer neuen und stärkeren Feuerflotte überlassen; bey kälterer Überlegung aber fand man die Sache zu kostbar, und Gianibelli erhielt nur das einzige Schiff Oranien. Dieses rüstete er als Minenschiff aus, und gab ihm eine Ladung von 4000 Pfund Pulver. Um zu verhindern, daß sich der Feind demselben nicht nähern, das Feuer löschen, und die Wirkungen des Vulkans hindern könne, behing er das Schiff mit drey und zwanzig Biertonnen, welche mit Steinen und Pulver angefüllt waren, und aufflogen, so wie das Pulver sie nach und nach ergriff. Überdem wurden noch vier Brander zur Begleitung des Minenschiffs ausgerüstet. Doch als die Arbeit vollendet war, wagte niemand, das Schiff zu besteigen, und die Expedition unterblieb. Die Brander wurden in der Folge bey dem Angriff auf den covensteinschen Damm gebraucht, das Minenschiff aber blieb ganz unbenutzt, und ward nach Eroberung der Stadt von dem Herzog von Parma sehr genau untersucht. Die Unthätigkeit der Belagerten ließ dem Feldherrn Zeit, den der Brücke zugefügten Schaden vollkommen wieder herzustellen. Um sie gegen ähnlichen Unfälle für die Zukunft zu sichern, wurden in der Mitte einige Schiffe beweglich gemacht, und so eingerichtet, daß sie aus der Reihe genommen werden konnten, um die ankommenden Brander oder Minenschiffe durchgehen zu lassen; das erste Beyspiel eines Durchlasses bey Schiffbrücken, dessen die Geschichte erwähnt. Auf den Rath eines Engländers mußten des Nachts kleine Ruderschiffe, mit Ankern

und Haken versehen, oberhalb der Brücke hin und her fahren, um die feindlichen Feuerschiffe aufzufangen, und mit den Ankern an das Ufer zu befestigen.

Indeß war zwischen den Belagerten und den seeländischen Bundesgenossen ein neuer Entwurf zur gemeinschaftlichen Rettung der Stadt verabredet worden. Was das Element des Feuers nicht bewirkt hatte, das sollte jetzt durch Hülfe eines andern, des Wassers, ausgeführt werden. Der Plan war, Antwerpen auf eine ähnliche Art, wie einst Leiden, zu entsetzen, indem man der Flotte auf dem überschwemmten Lande zur Seite der Schelde einen Weg dahin bahnte, wodurch die Brücke der Spanier umgangen und ganz unnütz ward. Dieß konnte entweder auf der flandrischen oder brabantischen Seite geschehen; denn beyde waren schon durch die Durchstechung der Scheldedämme überschwemmt. Aber auf der ersteren, wo die Flotten auf ihrer Fahrt die Dämme von Kloppperen und Calloo nicht vermeiden konnten, bothen sich unendliche Schwierigkeiten dar. Leichter ausführbar schien das Unternehmen auf der brabantischen Seite, wo das ganze niedere Land von Lillo bis Antwerpen überschwemmt war, und nur Ein bedeutendes Hinderniß, der covensteinsche Damm, welcher erst durchstochen werden mußte, sich der Fahrt zwischen beyden Orten entgegenboth.

Diesen Damm, der von dem brabantischen Hochlande unweit dem Dorfe Stabrök an, neben der Burg Covestein vorbey in einer Länge von dreytausend Schritten mitten durch die Niederung lief, und sich zuletzt an den Scheldedamm lehnte, hatte der

spanische Feldherr gleich beym Anfange der Belagerung nicht nur durch einen Anwurf von Balken, Faschinen und Erde verstärkt, sondern ihn auch durch ein Fort bey Stabrök, und ein anderes, die heilige Kreuzschanze genannt, an der Stelle seiner Vereinigung mit dem Scheldedamm, wider feindliche Angriffe zu sichern gesucht. Vermittelst dieses und des Scheldedammes und der Brücke hatte das Lager bey Stabrök eine sichere Gemeinschaft mit dem bey Beveren auf der flandrischen Seite. Die allgemeine Überschwemmung schränkte die Belagernden in ihren Bewegungen fast nur allein auf die Dämme ein, welches sehr oft in den Niederlanden der Fall war.

Ohne sich des covensteinschen Dammes zuvor bemächtigt zu haben, konnten die Niederländer ihren Plan, Antwerpen durch eine Fahrt über das überschwemmte Land zu entsetzen, nicht realisiren, und der Herzog beschloß daher, so bald er von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, diesen wichtigen Posten noch mehr zu verstärken. Er zieht schleunig eine Anzahl Truppen und Kanonen aus den benachbarten eroberten Städten an sich, übergibt dem Grafen Carl Mansfeld die Aufsicht über die Brücke, und geht nach dem Damme ab, um durch seine Gegenwart die neuen Arbeiten zu beschleunigen. Es wurden neben den alten noch drey neue Schanzen angelegt: die Jakobsschanze, tausend Schritte oberhalb der Kreuzschanze, in gleicher Entfernung von jener die St. Georgen- und endlich die Siegs- oder Pfahl-Schanze, welche auf Pfählen vor den Damm herausgebaut ward. Diese Werke gewährten in der Ferne den sonderbaren Anblick,

daß

daß sie über dem Wasser in der Luft zu schweben schienen, weil die ganze umliegende Gegend, und selbst die Oberfläche des Dammes überschwemmt war. Die neu erbauten Schanzen erhielten eine zahlreiche und auserlesene Besatzung und drey der bravsten Officiere, Camillo Delmonte, Michael Benitto und Juan Gamboa, zu Befehlshabern. So vorbereitet erwartete der Herzog die Unternehmungen der Feinde.

Nach der zwischen den Belagerten und den Bundesgenossen getroffenen Verabredung sollte der Damm von Lillo und Antwerpen her zugleich angegriffen, und dabey auch ein neuer Versuch zur Zerstörung der Brücke gemacht werden. Die vereinigte holländisch-seeländische Flotte, 150 Segel stark, setzte sich zuerst von Lillo aus in Bewegung, und während der Admiral Justin von Nassau mit einem Theile derselben auf der Schelde umher schwamm, und bald die Brücke bald die Ufer des Stroms bedrohete, erschien Hohenlohe mit dem Überreste der Flotte vor dem covensteinschen Damm, und machte zum Schein auf mehreren Puncten desselben Versuche zu einem Angriff. Durch diese Bewegungen ward die Aufmerksamkeit der Spanier überall beschäftiget, und ihre Truppen litten sehr, weil sie stets unter den Waffen seyn mußten.

Plötzlich während einer stürmischen Nacht, (May 6 — 7) da die Verbündeten die verabredeten Signale von Antwerpen her zu bemerken glauben, schwimmt Hohenlohe mit seinen platten Fahrzeugen, zwischen der Siegs- und Georgenschanze, an den Damm, und greift ihn an. Die spanischen Wachen werden uberrascht, und flüchten in die nächsten Schanzen, worauf

die Niederländer im ersten Anlauf den Damm ersteigen. Mit Ungeduld erwarten sie jetzt die antwerper Flotte, um die gewonnenen Vortheile behaupten und verfolgen zu können; aber sie erscheint nicht. Die Spanier haben sich indeß von der ersten Bestürzung erhohlt, von allen Seiten eilen Verstärkungen herbey, und nach einem heftigen Gefecht werden die Seeländer gezwungen, den Damm wieder zu räumen. Sie hatten einen großen Verlust an Mannschaft erlitten, auch einige Schiffe eingebüßt, die von dem feindlichen Geschütz zerschmettert wurden, und führten bey ihrer Rückkehr die bittersten Klagen über das Ausbleiben der antwerpenschen Flotte.

Letzteres war abermahls die Folge eines unglücklichen Zufalls, — ein sichtbarer Beweis, wie Meteeren voll Wehmuth ausruft, von dem Willen des Himmels, die Stadt Antwerpen zu züchtigen! — oder vielmehr die Folge einer kraftlosen und indolenten Regierung, die ihren Befehlen keinen Gehorsam zu verschaffen weiß. Das Auslaufen der antwerpenschen Flotte sollte, nach dem getroffenen Übereinkommen, durch ein Feuerzeichen von dem höchsten Thurme der Stadt signalisirt werden, und das Signal auf ein von Aldegonde in einer Schanze gegebenes Zeichen erfolgen. Derjenige, welchem jenes Geschäft aufgetragen war, übertrug es einem andern, der weder von dem Zusammenhange noch von der Wichtigkeit der Sache unterrichtet war. Durch einen Irrthum hielt er ein entferntes Feuer für Aldegonde's Zeichen, und gab sogleich das verabredete Signal vom Thurme, ehe die antwerpensche Flotte zum Auslaufen bereit war. Daher

kam es, daß die Seeländer ohne Unterstützung blieben. Der Herzog von Parma sagt in seinem Bericht an den König: Die Antwerper wären mit Vorsatz zurück geblieben, um erst den Erfolg des Angriffs ihrer Bundesgenossen abzuwarten. In den niederländischen Geschichtschreibern wird dieser Beschuldigung nicht gedacht.

Wider Aldegonde's Rath ward bald nach jenem ersten ein zweyter Angriff des coveisteinschen Dammes zwischen den Antwerpern und den Bundesgenossen verabredet und beschlossen. Die Seeländer verstärkten ihre Flotte, und ersetzten den Abgang an Mannschaft aus den Festungsbesatzungen. Auch der Herzog von Parma versah die Forts auf dem Damme mit mehrerem Geschütz, und umgab den ganzen Damm mit Brustwehren und Pfahlwerk, um dem Feinde noch größere Schwierigkeiten bey einem Landungsversuche entgegen zu setzen.

Nicht nur dem covensteinschen Damme, auch der feindlichen Brücke ward ein neuer Sturm bereitet. Gianibelli's zerstörende Kunst hatte abermahls eine Feuerflotte von sechs Minenschiffen und acht Brandern zur Vernichtung der letzteren ausgerüstet. An den Vordertheilen der Minenschiffe waren eiserne Schnauben und Spieße angebracht, um desto leichter, vermittelst eines heftigen Stoßes die Brücke zu sprengen, und damit sie sich in ihrer Richtung erhielten, und nicht wieder durch Strom und Sturm an das Ufer geworfen würden, hatte man, nach Strada's Versicherung, unter dem Vordertheile jedes Schiffes ein Segel befestiget, welches vom Strome selbst an-

geschwellt, nicht nur das Fahrzeug schneller forttrieb, sondern auch das Abweichen desselben von seinem Laufe verhinderte. Ein deutscher Arbeiter Gianibelli's soll der Erfinder dieser sonderbaren und räthselhaften Einrichtung gewesen seyn. In der Nacht vom 20sten May brach die Feuerflotte auf. Vor ihr her den Strom hinab schwammen siebzehn kleine Maschinen oder Flöße, die aus angebohrten Fahrzeugen und leeren Tonnen zusammen gesetzt waren, und nur einen Fuß aus dem Wasser hervorragten. Vermög dieser Einrichtung konnten sie nicht von den hervorragenden Spitzen des Schutzwerks vor der Brücke ergriffen werden, und es um so leichter durchbrechen. Die Spanier, von dem Auslaufen der Brandflotte benachrichtigt, hatten sich zu ihrem Empfange vorbereitet. Die kleinen schnellrudernden Wachtbothe waren in der größten Thätigkeit, fingen einen Theil der Brander mit ihren Haken auf, und schleppten sie nach dem Ufer, wo sie ohne Schaden zu thun, sich in ihren eigenen Flammen verzehrten. Eines von den mit Schwertern und Spießen versehenen Schiffen entging den Bothen, und zersprengte mit einem Stoße das Schutzwerk. In dem Augenblick trieb ein anderes Schiff mit dem vollen Zuge des Stroms durch die entstandene Öffnung gegen die Brücke, und obgleich der Durchlaß sogleich geöffnet ward, stieß doch der feindliche Vulkan an das nächste Brückenschiff, und vernichtete es. Einige nachfolgende Minenschiffe schwammen, ohne Schaden zu thun, durch die Brücke, und flogen in weiter Entfernung auf. Dieß war das unbedeutende Resultat dieser Expedition; die Brücke ward sogleich wieder hergestellt, und ein paar ähnliche spä-

tere Versuche gegen dieselbe hatten gar keinen Erfolg. Auch wiederhohlte man sie nur um, die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen, ohne eine große Wirkung davon zu hoffen; denn alle Kräfte der Verbündeten waren zur Bestürmung des covesteinschen Dammes angespannt, wo das Schicksal Antwerpens entschieden werden sollte. Der 26. May war der dazu bestimmte Tag, und die Wichtigkeit der Unternehmung machte ihn zu einem der merkwürdigsten, so wie die überspannte Tapferkeit, mit der die Kämpfenden sich schlugen, zu dem blutigsten im ganzen Laufe der Belagerung.

Die vereinigte holländisch = seeländische Flotte, geführt von Hohenlohe, Justin von Nassau und Haultein, Befehlshaber von Walcheren, näherte sich, hundert Segel stark, dem Damme, und zu gleicher Zeit rückte die antwerpensche, fast von derselben Stärke, unter Aldegonde, dem Admiral Jakob und den Obersten Morgan und Balfour, über Osterwel heran. Die größeren Schiffe waren mit Geschütz und Soldaten besetzt, die kleineren trugen Erd = und Woll = Säcke, Faschinen und Schanzkörbe, Feuertöpfe und Kunstfeuer, Schanzgräber und Handwerker. Eine große Anzahl anderer Schiffe im Gefolge der seeländischen Flotte, war mit Getreide und anderem Proviant befrachtet, und für Antwerpen bestimmt.

Zuerst näherte sich die vereinigte seeländische Flotte dem Damme. Vier Brander, die das Ansehen von Minenschiffen hatten, schwammen vor ihr her, um die feindlichen Posten vom Rande des Dammes zu verscheuchen. Diese List gelingt. Einer von den Brandern

fliegt mit schrecklichem Krachen in die Luft, und alle spanischen Posten zwischen der Georgs- und Pfahlschanze, einen Eisen- und Stein-Hagel, wie einst an der Scheldebrücke, befürchtend, ziehen sich eilend zurück. In diesem Augenblicke werfen sich 600 Seeländer ans Land, und bemächtigen sich, unter einem mörderischen Kanonenfeuer des ganzen Raums zwischen der Georgs- und der Pfahlschanze. Zwar flogen sogleich die spanischen Hauptleute Gamboa und Padilla herbey, und griffen die Seeländer an; da aber in eben dem Augenblick auch die Antwerper auf der andern Seite des Dammes landeten, mußten jene der Übermacht weichen, und sich in ihre Schanzen werfen. Die Antwerper vereinigten sich jetzt mit ihren Bundesgenossen, und führten mit gemeinschaftlichen Kräften eine Brustwehr aus Erdsäcken, Faschinen und Balken auf, um sich auf dem gewonnenen Terrain zu behaupten. Eine Anzahl auserlesener Büchsenschützen besetzte die Verschanzung, und dem Obersten Morgan ward ihre Vertheidigung anvertraut. Zugleich wurden eine Menge Schanzgräber gelandet, welche unverzüglich anfingen, den Damm auf beyden Seiten an mehreren Stellen zu durchgraben; eine mühsame langwierige Arbeit, wegen des Pfahlwerks und anderer Vorrichtungen, womit der Herzog von Parma den Damm umgürtet hatte. Auch griffen der Oberst Balfour mit den Schotten und Haultein mit den Seeländern die mit Verwundeten angefüllte Georgs-Schanze an, und hätten sich derselben im ersten Anlauf bemächtiget, wäre nicht Camillo a Monte mit einer Elite der tapfersten Italiäner und Wallonen aus der Jakobs-Schanze zum Beystande her-

bey geeilt. Lange widerstand er den Niederländern trotz des heftigen Kanonenfeuers von den Schiffen, welches viele seiner Leute zu Boden streckte. Am wüthendsten entbrannte das Gefecht am Rande des Dammes, wo die Schanzgräber an dessen Durchstechung arbeiteten. Je mehr die Arbeiter, aufgemuntert durch die Kaufleute, welche mit Ungeduld der Eröffnung einer Durchfahrt für ihre Vorräthe entgegen sahen, alle ihre Kräfte anstrengten, desto ungestümer kämpften die Königlichen, die Durchgrabung zu verhindern. Beyde Theile standen größten Theils am untern Rande des Dammes bis an die Brust im Wasser, und verwundeten und mordeten einander mitten in den Wellen. Die niederländischen Kriegsleute hatten einen dichtgeschlossenen Cordon um die arbeitenden Schanzgräber gezogen; aber es gelang den Königlichen verschiedene Mahl, diese lebendige Mauer zu durchbrechen, und sich bis zu den Arbeitern durchzuschlagen. Dann durchstachen sie diese mit ihren Lanzen, und verstopften die Öffnungen mit den Leichnamen der Getödteten. Als sich aber die Anzahl der Arbeiter stets vermehrte, und die meisten Officiere der Italiäner und Wallonen erschlagen waren, entfiel diesen sonst so tapfern Kriegern der Muth, und sie zogen sich in ihre Schanzen zurück. Die Niederländer sahen sich jetzt von dem ganzen Theil des Dammes zwischen der Georgs- und Pfahlschanze Meister. Sie theilten das gewonnene Terrain in mehrere Bezirke, und jedem ward ein besonderer Befehlshaber vorgesetzt, um ihn zu befestigen und zu vertheidigen. Der Bezirk zunächst der Schelde ward dem Obersten Morgan anvertraut; die Seite nach Antwerpen hin besetzten die

Hauptleute Balfour und Fremin mit den antwerpenschen, und den übrigen Theil der Oberst Isselstein mit den holländischen und seeländischen Truppen.

Alles kam jetzt darauf an, die Durchgrabung des Dammes mit dem größten Eifer fortzusetzen, ehe die Spanier Verstärkung erhielten. Da jedoch trotz aller Anstrengung der Arbeiter dieses Geschäft nur langsam fortschritt, so fielen einige darauf, ein seeländisches Proviantschiff auszuladen, und die Fracht über den Damm auf ein antwerpensches zu bringen, um die ungeduldig harrende Stadt mit diesem Beweise der gemachten Fortschritte zu überraschen. Der Gedanke ward sogleich ausgeführt; Hohenlohe und Aldegonde selbst begaben sich an Bord des Schiffs, nahmen den gefangenen und verwundeten Marchese Spinola mit sich, und segelten darauf mit Hülfe der Fluth nach Antwerpen herauf. Die Ankunft der Befehlshaber, die Versicherungen derselben von dem Gelingen des Unternehmens, und der Anblick der Lebensmittel und Gefangenen, als Zeugen des glücklichen Erfolgs, erfüllten die ganze Stadt mit ausschweifender Freude. Als wäre schon ein vollständiger Sieg erfochten, läutet man alle Glocken, das Geschütz donnert von den Wällen, und die exaltirten Einwohner strömten scharenweise vor das osterweler Thor, um die Proviantflotte zu empfangen, welche schon unter Weges seyn soll.

Und in der That, noch war aller Anschein eines günstigen Ausgangs auf Seiten der Niederländer. Schon betrug die Anzahl der gelandeten Mannschaft über 2500 Köpfe. Durch die aufgeworfene Brustwehr hatten sie nicht nur festen Fuß auf dem Damme

gewonnen, sondern auch die Gemeinschaft zwischen der Georgs- und Pfahlschanze unterbrochen, und endlich bemächtigten sie sich nach einem blutigen Kampfe der durch das Geschütz der Schiffe größten Theils demolirten Pfahlschanze selbst. Aber leider verloren sie bald alle errungenen Vortheile wieder durch ihre eigene Schuld. Das ungünstige Gestirn, welches über alle zur Rettung Antwerpens versuchte Unternehmungen zu walten schien, zeigte auch hier seinen feindseligen Einfluß. Der unglückliche Gedanke einiger Kaufleute, die großen Transportschiffe in kleinere umzuladen, und mit der Fluth nach Antwerpen zu senden, wodurch die Kräfte getheilt wurden, und die nicht zu rechtfertigende Entfernung der Befehlshaber im entscheidenden Moment verdarben alles. Der Eifer der Arbeiter fing an zu erkalten, und man ließ den Spaniern Zeit, sich von der ersten Betäubung zu erhohlen, und neue Kräfte zu gewinnen. Schnelligkeit, Ausdauer und Consequenz hätten den Niederländern die goldene Frucht des Sieges verschafft.

Graf Peter Ernst von Mansfeld war auf die erste Nachricht von der Landung des Feindes aus dem Lager bey Stabrök nach dem Damme geeilt, und berathschlagte hier mit seinen Officieren über die zweckmäßigsten Maßregeln, die Fortschritte der Niederländer zu hemmen. Einige riethen, den Herzog von Parma, welcher sich bey der Brücke befand, von der Gefahr zu benachrichtigen, und seine Befehle zu erwarten. Andere meinten, man müsse alle Unternehmungen wider den Feind bis zum Anbruch der Nacht aufschieben, wo ihm seine Überlegenheit an Mannschaft keine Vortheile ge-

währen könne. Aber Capisucci und Silvio Piccolomini, der Vater des aus der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs so bekannten Ottavio Piccolomini, erklärten: es sey kein Augenblick zu versäumen, und der Feind müsse unverzüglich angegriffen werden, möchten auch die Streitkräfte noch so ungleich seyn, damit man ihn verhindere, die Durchstechung des Dammes, die Hauptsache, worauf ihm alles ankommt, zu vollenden. Diese Meinung ward allgemein gebilligt, und erhielt auch Mansfelds Beyfall. Es wurden 300 Soldaten unter Capisucci's italiänischem Regimente ausgewählt, und den Haupleuten, Marco Madaleno, Giovanni Batista a Prado und Ludovigo Gamboaita anvertraut. Zu ihnen stieß der Oberst Juan de Aquila mit 300 Spaniern aus dem Regimente Paz, unter den Hauptleuten, Toralva, Cardone und Castrio. Diese auserlesene Schar ward abgesandt, den Feind aus seinen Posten zu vertreiben, und indem sie sich in Marsch setzt, dieß schwere Geschäft auszuführen, kommt zugleich an der entgegengesetzten Seite des Dammes der Herzog von Parma an. Die Ankunft dieses Helden, gleich der Erscheinung der helfenden Gottheiten in den Epopöen der Dichter, verändert plötzlich die ganze Lage der Dinge.

Während der größere Theil der niederländischen Flotten den covensteinschen Damm angriff, zeigte sich zugleich eine Abtheilung derselben vor der Scheldebrücke, um die Spanier zu täuschen, und ihre Aufmerksamkeit zu theilen. Der Herzog, ungewiß über die Absichten des Feindes, verweilte dort, bis es sich entwickelte, wohin sein Hauptaugenmerk gerichtet war; darauf über-

trug er die Bewachung der Brücke dem Grafen Carl Mansfeld, und eilte mit 200 spanischen Lanzenträgern nach dem Damme. Mehrere Eilbothen kamen ihm mit der Nachricht von der drohenden Gefahr entgegen, und er legte den drey Stunden weiten Weg mit wunderbarer Schnelligkeit zurück. Sogleich nach seiner Ankunft, als er sich von der Lage der Sachen unterrichtet hat, sendet er eine Anzahl Feuerschlünde aus der Peters- und Barbaraschanze nach der Schanze St. Jakob, um aus der letzteren die feindliche Flotte desto kräftiger zu beschießen. Darauf sammelt und ordnet er, von dem Grafen Bevilaqua und Sforza, Manriquez, Bentivoglio und mehreren anderen vornehmen Officieren unterstützt, die zerstreuten Soldaten, stellt sich, die Lanze in der Hand, an ihre Spitze, und führt sie mit den Worten: „Wem Gottes und des Königs Sache und die Ehre lieb sind, der folge mir nach!" auf dem überschwemmten Damme bis dahin, wo die Niederländer an der Durchgrabung desselben arbeiten.

Die letzteren sahen sich jetzt plötzlich auf zwey Seiten angegriffen; denn zugleich mit dem Herzog ist auch Aquila mit seinen 600 Spaniern und Italiänern von der entgegen gesetzten Seite herangerückt. Die Breite des Dammes betrug nicht über siebzehn Fuß, und auf diesen engen Raum beschränkt, kämpften jetzt 5000 Mann mit einem Heroismus, wie keine Nation ihn jemahls glänzender entwickelt hat. Die Antwerper haben geschworen, nicht von dem Damme zu weichen, bis er durchstochen sey, und die Königlichen, von gleichem Enthusiasmus beseelt, sind fest entschlossen, lieber

zu sterben, als den Durchbruch zu verstatten. Auf mehreren Puncten zugleich beginnt der Kampf. Man schlägt sich auf der Oberfläche des Dammes, und unten am Rande desselben, wo die Schanzgräber arbeiten. Alexander selbst ist überall gegenwärtig, und oft springt er bis an die Brust ins Wasser, um den Muth seiner Krieger zu beleben. Endlich gelingt es den Spaniern, einen Theil des verlornen Terrains wieder zu gewinnen, und die Gemeinschaft mit der Georgsschanze zu erzwingen. Jetzt, durch eine Anzahl frischer Truppen aus dieser Schanze verstärkt, greifen sie die feindliche Brustwehr an. Um den Angriff zu erleichtern, läßt der Herzog vor der Georgsschanze eine Brustwehr aus Erdsäcken aufführen, welche gleiche Höhe mit der feindlichen erhielt, und mit Feldstücken und Schützen besetzt ward, welche letztere Befehl hatten, auf die Bothsleute in den feindlichen Schiffen, die sich zu beyden Seiten nahe an den Damm gelegt hatten, und ein heftiges Feuer machten, zu schießen.

Aquila mit seinen Spaniern und Italiänern hatte indeß die Pfahlschanze angegriffen, und nach einem mörderischen Kampfe wieder genommen; jetzt griff er zugleich mit dem Herzog die Brustwehr an. Die niederländische Besatzung in derselben vertheidigte sich auf das tapferste, und schlug die Spanier zwey Mahl zurück. Mit verdoppelter Wuth wiederhohlten die letzteren den Sturm. Einige wühlten mit ihren dichtgeschlossenen Speeren und geschwungenen Beilen eine Bresche in die Brustwehr, andere schwangen sich auf die Schultern ihrer Kameraden und erstiegen, auf ihren hochemporgehobenen Schilden den Wall. Bartholomeo To-

ralva und Capisucci waren die ersten auf der Brustwehr. Ihnen nach folgten die übrigen über den Wall hin und durch die Bresche, und bemeisterten sich unter einem schrecklichen Gemetzel der Verschanzung. Der Wunderglaube war es, welcher hier den Muth der Spanier bis zur Schwärmerey entflammte. Mitten im heftigsten Kampfgetümmel wähnen einige exaltirte Köpfe den Geist ihres geliebten Obersten Paz, der bey der Belagerung von Dendermonde gefallen war, in voller Waffenrüstung vor sich her ziehen zu sehen, und dieses selbst geschaffene Fantom entscheidet die Eroberung der Brustwehr. Der tapfere Toralva war mit Wunden bedeckt. Alexander ließ ihn nach Stabrök bringen, in sein eigenes Bett legen, auf das sorgfältigste pflegen, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst am Tage vor dem Treffen getragen hatte. Den Italiäner Capisucci umarmte er im Angesichte der Truppen, und erklärte, daß er vorzüglich dem Muthe dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr verdanke. Er ermunterte darauf seine Krieger, nicht zu rasten, bis sie den ganzen Damm wieder gewonnen, und damit die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet hätten.

Indem bemerkt er, daß sich die feindlichen Schiffe vom Ufer zurück ziehen, welches geschah, weil die Fluth anfing zu verlaufen, und die Anführer der feindlichen Flotte fürchteten, bey längerem Verweilen auf dem Schlamme sitzen zu bleiben. Er macht seine Soldaten aufmerksam darauf, als auf ein gewisses Zeichen des Sieges. Der Kampf erhob sich von neuem. Noch widerstanden die Feinde, besonders die Engländer und Schotten, welche sich an diesem blutigen Tage mit

Ruhm bedeckten, aber der Rückzug der Schiffe machte den Muth dieser Tapfern wankend. Augustin Romero brach in eine Fahne Seeländer ein, und sprengte sie aus einander. Der Schrecken theilte sich den übrigen mit; sie gaben alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf, und dachten nur auf Rettung. Holländer und Seeländer drängen in größter Verwirrung von dem Damme nach den Schiffen herab. Jeder will der erste seyn, sich zu retten; ganze Haufen springen auf Ein Mahl in die Schiffe, und mehrere der letzteren versinken unter der Überlast. Andere werfen sich in voller Rüstung in die Wellen, und werden von ihnen verschlungen. Der schwergewapnete Haultein, Statthalter von Walcheren, versank und erstickte im Schlamme.

Die Antwerper hatten noch fest gehalten auf ihrem Posten; aber das Beyspiel der Bundesgenossen riß sie zu gleicher Muthlosigkeit hin. Auch sie eilen nach ihren Schiffen herab; aber diese sitzen zum Theil am Rande des Dammes fest, und könnnen nicht wieder abgebracht werden. Das Geschütz der Spanier richtete eine furchtbare Niederlage unter der dicht gedrängten Mannschaft auf denselben an. Viele davon sprangen über Bord, um den schon abgestoßenen Fahrzeugen nachzufolgen. Aber die erbitterten Spanier, mit dem Degen zwischen den Zähnen, schwammen ihnen nach, und hohlten die Flüchtlinge, ja selbst mehrere Schiffe wieder zurück. Viele von den geflohenen Niederländern hatten sich an den untersten Rand des Dammes geschmiegt, um den feindlichen Kugeln zu entgehen. Aber auch hier wurden sie von den Spaniern entdeckt,

und ohne Schonung niedergemacht, nachdem mancher von ihnen sein Leben theuer verkauft hatte.

Jetzt endlich, nach einem siebenstündigen Kampfe, war der Damm von den Niederländern geräumt, und die Spanier sahen sich wieder im Besitz desselben. Die sieben Stunden lange Behauptung eines Theils davon hatte den ersteren 3000 Mann und mehrere ihrer besten Officiere gekostet, und die Königlichen bezahlten den erfochtenen Sieg mit einem Verlust von 1200 Mann. Sie hatten 28 große Schiffe erobert, die mit 150 metallenen und eisernen Feuerschlünden, mit Kriegsvorräthen und Proviant befrachtet waren. Ein feyerliches Seelenamt ward für die in der Schlacht gefallenen Krieger im Beysein des ganzen Heers gehalten, und die an dreyzehn verschiedenen Stellen von den Niederländern in den Damm gemachten Öffnungen wurden unverzüglich mit Erde, Faschinen und den Leichnamen der erschlagenen Feinde wieder verstopft.

Den Tag nach diesem Siege fiel den Spaniern ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe und einer seltsamen Bauart in die Hände, woran die Antwerper eine siebenmonathliche Arbeit und 100000 Gulden verschwendet hatten. Es war eine Art von Floß aus leeren Tonnen und starken Baumstämmen zusammengesetzt, und oben mit einem Verdeck versehen, auf welchem 1000 Bewaffnete Platz fanden, geschützt selbst gegen Kanonenkugeln durch eine zwölf Fuß dicke Brustwehr aus Kasten voll festgestampfter Schafwolle und Schifstaue. Sechs Feuerschlünde standen auf jeder Seite im unteren Raume, und zwey Masten, mit dem nöthigen Takelwerk versehen, sollten das schwimmende

Blockhaus fortbewegen. Vergebens hatten sich Aldegonde und mehrere der Vernünftigeren dem kostbaren Bau der unförmlichen Maschine widersetzt, und mit überzeugenden Gründen bewiesen, daß sie zu schwach gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes, und zu groß und zu schwer für die nöthigen Wendungen sey. Die große Masse des Volks war enthusiastisch dafür eingenommen. Es versprach sich außerordentliche Dinge von dem ungeheuern Fahrzeuge, dessen Bestimmung keine geringere war, als die Eroberung aller spanischen Forts an beyden Schelde-Ufern, und selbst die Vernichtung der Brücke. Zum Beweise des großen Vertrauens, welches man auf seine Erfolge gesetzt hatte, gab man ihm den Nahmen Fin de la guerre, welchen die Spötter in Depenses perdues umwandelten.

Mit 1000 Musketieren, außer den Bothsleuten, besetzt, und von mehreren kleineren Fahrzeugen begleitet, ward es endlich vom Ufer ab und mühsam bey Osterwel vorbeygebracht, um seine Thaten mit Eroberung des feindlichen Forts bey Obdam zu eröffnen. Aber es gerieth unweit Obdam, ohne noch irgend einen Dienst geleistet zu haben, auf den Grund, und alle Bemühungen, es wieder flott zu machen, waren umsonst. Der Herzog von Parma sandte sogleich eine Flotte dahin, welche das antwerpensche Geschwader zerstreute, und das große Fahrzeug, welches schon Tages zuvor von den Antwerpern ganz ausgeleert worden war, in Besitz nahm. Die Spanier wagten sich anfangs nicht an Bord desselben, weil sie irgend eine verborgene Gefahr befürchteten. Als sie aber nach genauerer Untersuchung nichts Verdächtiges darin fanden

den, schleppten sie es, wie im Triumphe, nach der Scheldebrücke herab, wo es mit einem allgemeinen Freudengeschrey und unter dem Donner des Geschützes empfangen ward.

Mit dem vereitelten Angriff auf den covensteinschen Damm war die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet; ihr Muth sank, und sie fingen an, des langen Kampfes überdrüßig zu werden. Der größte Theil der Einwohner sehnte sich nach dem Ende der Belagerung, und Aldegonde, um das Volk zu beruhigen, und wenigstens Zeit zu gewinnen, beschloß, eine Unterhandlung mit dem Feinde zu eröffnen. In dieser Absicht begab er sich selbst in das feindliche Hauptquartier zu Beveeren (6. Jul.), und that dem Herzog Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden für die Niederlande, unter der Bedingung einer freyen Übung der reformirten Religion und Vergebung alles Vergangenen, ohne dabey der Stadt Antwerpen besonders zu erwähnen. Aber der Herzog, welchem die Absicht, ihn durch einen so weitaussehenden Antrag nur hinzuhalten, leicht einleuchtete, erwiederte: er könne das Schicksal der Stadt einer so ungewissen Unterhandlung wegen nicht aufschieben, und werde sich daher nur auf solche Anträge einlassen, welche die letztere allein angingen; sobald die Deputirten dazu Vollmacht hätten, würde er ihnen Gehör geben. Aldegonde mußte also, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Antwerpen zurückkehren, und die Belagernden setzten die Feindseligkeiten fort. Alle noch übrigen Forts im Umkreise der Stadt bey Bourgerhout, Berchem u. s. w., selbst die Bauerschanze, fielen, größten Theils

durch die Feigheit der Befehlshaber, in ihre Gewalt. Immer trüber wurden jetzt die Aussichten, immer geringer die Wahrscheinlichkeit eines Entsatzes. Mit jedem Tage stieg der Mangel an Lebensmitteln und die Seltenheit des Brodes. Bey der strengsten Sparsamkeit wurden doch die wenigen noch übrigen Vorräthe aufgezehrt, und man bedauerte jetzt sehr, Gianibelli's frühere Vorschläge zur Versorgung der Stadt nicht angenommen zu haben. Mancherley Maßregeln wurden ergriffen zur Entfernung der bevorstehenden Hungersnoth. Der Rath verboth Bier zu brauen, er ließ allgemeine Haussuchungen nach versteckten Getreidevorräthen anstellen, und um die Verzehrer zu vermindern, ward befohlen, Weiber, Kinder, Bettler und andere brodlose Menschen aus der Stadt zu schaffen. Aber man verfuhr nicht mit Schärfe bey Vollziehung dieser Befehle, theils aus Schwäche, theils aus Menschlichkeit, und sie blieben deßhalb ohne Erfolg. Auch das Geld zur Bezahlung der Miliz, welche man aus den ärmeren Bürgern, um ihnen einigen Unterhalt zu verschaffen, errichtet hatte, fing an zu fehlen, denn die vermögenden Einwohner, von denen manche, außer den gewöhnlichen Steuern, schon 6 bis 16000 Gulden hergeschossen hatten, verweigerten alle ferneren Beysteuern. Es kam in Vorschlag, alle Katholiken aus der Stadt zu schaffen, wodurch diese so erbittert wurden, daß fast ein allgemeiner Aufstand erfolgt wäre. Noch stürmischer war ein anderer Auftritt. Der Rath hatte befohlen, die Feldfrüchte zwischen der Stadt und den äußern Schanzen abzuschneiden und in die Stadt zu schaffen. Das Volk gerieth

darüber in Wuth, rottete sich in zahlreichen Haufen zusammen, und würde den Obersten Moucheron, dem das Geschäft übertragen war, ermordet haben, hätte ihn nicht Aldegonde's Dazwischenkunft gerettet. Als darauf die Außenschanzen von den Spaniern genommen wurden, geschah, was der Rath besorgt hatte, sie eigneten sich die ganze Ernte zu, und ließen die Früchte ins Lager schaffen.

Den 19. Julius ergab sich auch Mecheln den Spaniern, und damit verloren die Antwerper auch die letzte Aussicht Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Nach dem Verlust aller Außenschanzen ward die Einschließung enger, und die Gefahr dringender. Die große Masse des Volks bestand auf einer Aussöhnung mit dem Feinde, und drohete jeden zu ermorden, der sie hindern werde. Zwar ermahnten von Zeit zu Zeit die Generalstaaten und Staaten von Holland und Seeland die bedrängte Stadt durch Sendschreiben und Abgeordnete zur Beharrlichkeit, und versprachen binnen drey Monath ein Heer von 7000 Reitern und 12000 Mann zu Fuß zum Entsatz aufzustellen. Selbst die Königinn Elisabeth versprach eine gewisse Hülfe. Doch alle diese Versicherungen bothen wenig Hoffnung dar. Gelang es auch wirklich den Bundesgenossen, eine so ansehnliche Macht auf die Beine zu bringen, immer blieb der Erfolg ihrer Operationen höchst zweifelhaft. Der Entsatz konnte nicht anders als zu Wasser geschehen, und jede Unternehmung dieser Art both jetzt, nach dem Verlust der umliegenten Schanzen, noch weit mehr Schwierigkeiten dar als zuvor.

Unter diesen Umständen beschlossen der Rath und

die Vorsteher der Zünfte, den Wünschen und Forderungen der Einwohner nachzugeben, und mit dem feindlichen Feldherrn, wegen Übergabe der Stadt, in Unterhandlung zu treten. Eine Deputation von ein und zwanzig Mitgliedern des Raths, der Zünftevorsteher und der Bürgerschaft, an deren Spitze sich die beyden Bürgermeister Aldegonde und Wilhelm Merode, Johann Schonhofen und Andreas Hesselt befanden, begab sich in das Lager bey Beveeren. Der Herzog ernannte die Räthe Assonville, Verreiken und einige andere Personen zu Commissarien bey der Unterhandlung. Am 17. August kam eine Capitulation unter nachfolgenden Bedingungen zu Stande: Antwerpen unterwirft sich dem Könige von Spanien als Herzogen von Brabant; alles Vergangene ist vergeben und vergessen; die ausgewanderten Bürger können wieder in die Stadt zurückkehren; der römischkatholische Gottesdienst ist der einzige, welcher geübt werden darf; alle übrigen Glaubensgenossen müssen die Stadt räumen, jedoch soll binnen vier Jahren gegen niemanden seines Glaubens wegen eine Untersuchung angestellt werden; die zerstörten Kirchen der Katholiken sollen wieder aufgebaut, und Geschütz, Kriegsvorräthe und Kriegsschiffe ausgeliefert werden; die Stadt bezahlt 400000 Gulden als ein Geschenk für die königlichen Soldaten, und erhält so lange, bis Holland sich auch mit dem Könige aussöhnt, eine Besatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwey Banden Reiter; Aldegonde darf ein Jahr lang die Waffen nicht wider den König führen.

So verlor Antwerpen seine Freyheit, die es ein

paar Jahre zuvor wider den Herzog von Anjou so rühmlich vertheidigt hatte. Als die Nachricht von der geschlossenen Capitulation in der Stadt eintraf, stiegen die Preise der Lebensmittel plötzlich zu einer solchen Höhe, daß man genöthigt war, den Herzog von Parma um Freygebung der Zufuhr zu bitten. Der Rath empfing ein Schreiben von dem Prinzen Moriz und dem Staatsrath vom 12. August mit der Nachricht, daß die Stadt binnen zwölf Tagen einen Entsatz zu erwarten habe, wozu in Seeland die eifrigsten Anstalten getroffen würden. Doch diese Hülfe kam jetzt zu spät; Antwerpens Schicksal war unwiderruflich entschieden.

Drey Tage nach dem Abschluß der Capitulation (August 20.) hielten die Reformirten, unter häufigen Thränen und Klagen, ihren letzten öffentlichen Gottesdienst in der Stadt, und die vertriebenen katholischen Priester und Mönche kehrten scharenweise zurück.

Der Besieger Antwerpens, nachdem er sich von dem alten Grafen von Mansfeld in der Philippi-Schanze unter dem Donner des Geschützes mit dem Zeichen des ihm vom Könige kurz zuvor ertheilten Vliesordens hatte bekleiden lassen, hielt seinen feyerlichen Einzug in die belagerte Stadt. Der Zug ging nach dem Kaiserthore. Zwanzig Fahnen Deutsche und Wallonen und zwey Banden Reiter unter Ligues und Georg Basta, zur Besatzung Antwerpens bestimmt, eröffneten ihn. Dann folgte der Oberfeldherr, begleitet von dem Herzog von Arschot, dem Grafen Egmont, Marquis von Renthi, Grafen Aremberg, Hautepenne und andern vornehmen Niederländern.

Zwey Geschwader Reiter unter Cäsio und Lorenz Lazarus Haller machten den Beschluß. Am Thore hielt ein Triumphwagen, auf dem eine Jungfrau saß, welche die Stadt Antwerpen vorstellte, und mit den Sinnbildern derselben geschmückt war. Bey der Annäherung des Herzogs stieg sie vom Wagen, ging ihm in Begleitung eines Corps edler Jungfrauen entgegen, und überreichte ihm einen goldnen Schlüssel. Das Geschütz donnerte von den Wällen, alle Glocken läuteten; so hielt der Herzog seinen Einzug, und alle Blicke der zusammengeströmten Menge waren auf den Helden gerichtet. Auf der Meerbrücke erhob sich ein hundert Fuß hoher Obelisk, der eine Statue des Feldherrn im römischen Kostüme trug. In der hochstätter Straße vor dem portugiesischen Hause sah man einen auf dem Neste sitzenden Phönix von ungeheurer Größe, dessen ausgespannte Flügel die ganze Breite der Straße einnahmen. In der Marienkirche wohnte der Herzog dem ambrosianischen Lobgesang bey, und begab sich nach dessen Beendigung auf den Markt, wo eine Bildsäule des Bacchus aufgestellt war. Vor dem Rathhause sah man eine künstliche Nachbildung der Planeten aus Erz. Von hier ritt der Feldherr mit seinem Gefolge durch die hohe Straße, die ein Elephant, ein Wallfisch, ein Schiff mit sonderbaren Emblemen und zwey steinernen Obelisken zierten, und zog endlich durch einen prächtigen Triumphbogen in das Schloß. Drey Tage dauerten die Feyerlichkeiten unter dem Geläute aller Glocken.

Die spanischen und italiänischen Soldaten, welche keinen Theil daran nehmen konnten, beschlossen

die Feyer der Eroberung auf eine andere Art zu begehen. Sie schmückten die Brücke bis zur Schanze Santa Maria mit Ehrenpforten und Laubguirlanden, und bestreuten sie mit Blättern. Darauf zogen sie im militärischen Pompe, mit grünen Reisern an den Hüten und Helmen, darüber, gaben bey jeder Ehrenpforte eine Musketensalve, und sangen im Fort Maria, unter Begleitung einer kriegerischen Musik von Trompeten und Pauken, das Herr Gott dich loben wir. Alexander selbst erschien bey der Feyerlichkeit, und bewirthete am folgenden Tage die Soldaten mit einem großen Gastmahl auf der Brücke, wobey die vornehmsten Befehlshaber, Arschot, Renthi, Delvasto, Mansfeld, Manriquez, Gajetano, Leva und andere, die Speisen und Getränke auftrugen, und dem Überwinder Antwerpens manches Lebehoch gerufen ward. Eine Menge Antwerper und Fremde aus der Nachbarschaft hatten sich als Zuschauer eingefunden, und betrachteten mit Erstaunen die colossalen Anlagen und Werke der Spanier. Den Tag nach diesem militärischen Schmause machte man den Anfang mit Demolirung der Brücke; die Materialien derselben schenkte der Herzog ihren Erbauern Plato und Baroccio.

Der bisherige Rath von Antwerpen ward aufgelöst, und ein neuer organisirt (September 8). Alles grobe Geschütz der Stadt mußte auf das Schloß geschafft werden; und so mild und schonend sich auch außerdem der Sieger anfangs gegen jene bewies, wanderte doch schon jetzt eine Menge ihrer Einwohner aus, weil sie mit Recht dem günstigen Scheine nicht trauten.

Nach einer dreyzehnmonathlichen Blockade sank Antwerpen, die mächtigste Stadt der Niederlande, wieder unter die spanische Herrschaft zurück, und mit dieser traurigen Katastrophe erlosch der letzte Strahl ihrer alten Glorie auf immer. Das Schicksal der gesammten Niederlande schien an das ihrige geknüpft. Daher hoffte die königliche Partey, und die Republikaner fürchteten, ihr Fall werde bald die Auflösung des utrechter Bundesvereins zur Folge haben. Selbst den immer kalten und ernsten Philipp überraschte die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung mit einer fröhlichen Laune. Er empfing sie des Nachts, und die erste Aufwallung der Freude darüber ließ ihn sogar die Gesetze seiner selbstgeschaffenen strengen Etikette vergessen. Er eilt nach dem Schlafzimmer seiner Lieblingstochter, der Infantinn Clara Isabella Eugenie, ruft die wenigen Worte hinein: Antwerpen ist unser! und zieht sich schnell wieder zurück.

Die Antwerper machten den Holländern bittere Vorwürfe, daß sie aus Eigennutz, vielleicht aus kaufmännischen Speculationen und Handelsneid, die Bundespflicht gegen sie nicht ganz redlich erfüllt, und nicht alles zu ihrer Rettung gethan hätten, was sie hätten thun können. Die Holländer und Seeländer dagegen beschuldigten Aldegonde, daß er die Stadt zu früh übergeben habe; und ob ihn gleich der alte Feldmarschall Lanoue in einer öffentlichen Denkschrift über diesen Vorwurf zu rechtfertigen suchte, so schienen doch mehrere Umstände, daß er sich in der abgeschlossenen Capitulation den Besitz seiner Güter nicht wie den übrigen Protestanten auf vier Jahre, sondern auf

Lebenszeit hatte versichern lassen, seine große Bewunderung des Herzogs von Parma, welche er öffentlich äußerte, und die dringenden Aufforderungen an seine Mitbrüder, sich mit dem Könige auszusöhnen, die Beschuldigung der Holländer zu bestätigen. Er brachte sich dadurch bey der ganzen republikanischen Partey in Verachtung, und es kam so weit, daß dieser alte und vertraute Freund Oraniens, einer der ersten Stifter der Revolution, und so lange ihr feurigster Beförderer, von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen ward. Erst nach neun Jahren (1594) tritt er wieder, als Gesandter der vereinigten Staaten am Hofe König Heinrich des Vierten von Frankreich, aus seiner Verborgenheit hervor, und noch in demselben Jahre wurde dem ehemahligen Vertheidiger Antwerpens ein sehr heterogenes Geschäft, die Übersetzung des alten Testaments aus dem hebräischen in die niederländische Sprache von den Staaten übertragen. Sein im Jahre 1598 erfolgter Tod ließ dieses Werk unvollendet.

Ein ähnliches Schicksal traf einen andern berühmten Revolutionär im Laufe der antwerper Belagerung. Dieß war der Admiral Wilhelm Treslong, welcher einst an der Spitze der Meergeusen Briel erobert, und dadurch den Grund zu dem niederländischen Freystaate gelegt hatte. Man beschuldigte ihn, daß seine Widerspänstigkeit die Rettung Antwerpens zum Theil vereitelt habe. Er hatte nähmlich gleich beym Anfange der Blockade von den Staaten Befehl erhalten, auf Kriegsschiffen Getreide nach der Stadt zu führen, und die damahls noch unvollendete Brücke zu zerstören; aber er zögerte damit unter mancherley

Vorwande, und weigerte sich endlich gerade hin den erhaltenen Befehl zu vollziehen, wenn nicht zuvor zwey ihm gehässige Staatsbedienten von ihrem Posten entfernt würden. Dieses Ungehorsams wegen ward er seiner Admiralswürde entsetzt, und erhielt nie wieder ein öffentliches Amt. Auch der Stadtschreiber von Antwerpen, Wilhelm Martini, ward im Haag gefangen gesetzt, und mußte, als er wieder frey gelassen ward, das Land räumen.

Daß der Verlust einer so wichtigen Stadt, in einem durch mancherley Factionen getheilten Freystaat, Stoff zu mancherley Debatten und Erörterungen geben mußte, liegt in der Natur der Sache, und vielleicht verdienten die Holländer eben so gerechte Vorwürfe als Aldegonde und Treslong. Doch wie groß und unersetzlich für die vereinigten Niederlande auch jener Verlust beym ersten Anblick erschien, so hat doch die Folge der Begebenheiten diese Besorgniß nicht gerechtfertigt. Das Schicksal spottet zuweilen der Kurzsichtigkeit der Menschen, indem es Resultate aus den Ereignissen hervor gehen läßt, die jenen in die Categorie des Unmöglichen zu gehören schienen. Die mißtrauische und finstere Politik Philipps des Zweyten verschloß Antwerpen die Schelde, um die übermächtige Stadt zu entkräften, und ließ die vereinigten Niederländer im ruhigen Besitz der Schlösser Lillo und Liefkenshök, welche die Fahrt nach dem Meere versperrten. Aber indem sich der König durch jene Maßregel gegen jeden künftigen Aufstand der eroberten Stadt zu sichern suchte, entzog er ihr auch zugleich die Hauptquellen ihres Lebens, Handel, Fischerey und

Schifffahrt, und beförderte eben dadurch den Wohlstand seiner Feinde: Antwerpens Fischerey wandte sich nach Holland, ihre Manufacturen nach dieser und den übrigen nördlichen Provinzen, nach England und Hamburg. Viele Kaufleute verließen die Stadt, weil sie den gänzlichen Untergang des Handels voraus sahen, und ihre Bevölkerung sank nach und nach bis auf 50000 Köpfe herab. Das goldene Zeitalter ihres Wohlstandes war dahin, und aus den Trümmern ihres ehemahligen Welthandels stieg der Amsterdamer empor. So ward der Verlust dieser Stadt, weit entfernt den Untergang des niederländischen Freystaats zu bewirken, vielmehr eine Quelle neuer Kraft und Blüthe für ihn.

13.

Robert Dudlei Graf von Leicester und Moriz Prinz von Oranien.

1585 und 1586.

Die meisten von denen, welche einst eine ausgezeichnete Rolle in dem großen Drama der niederländischen Revolution gespielt hatten, waren wieder abgetreten vom Schauplatz; nicht einer von allen, die an ihrer Wiege standen, erlebte das Ende derselben. Jetzt, mitten unter den dringenden Gefahren, welche der Dämon des Kriegs und der strafbare Egoismus neidischer Factionen nach dem Tode des großen Wilhelm von Oranien über die vereinigten Niederlande brachten, sehen wir zwey neue merkwürdige Personen auf der Bühne erscheinen, welche fast zu gleicher Zeit und unter denselben Umständen ihre Rolle übernahmen, aber so, wie sie einander selbst höchst unähnlich waren, auch jene auf eine ganz verschiedene Weise durchführten und endeten. Beyde wurden von einem freyen Volke an die Spitze der öffentlichen Geschäfte gestellt, doch nur der eine von ihnen erfüllte die großen Erwartungen der Nation. Während der erstere, verachtet und

gehaßt von demselben Volke, unter dem er anfangs als Liebling und Stellvertreter einer mächtigen Königinn in allem Glanze der Majestät auftrat, und welches ihn als seinen Retter empfing, nach einem kurzen und unrühmlichen Spiele, worin sich nur verachtender Stolz und der Ehrgeitz, über Sclaven herrschen zu wollen, aussprachen, den Schauplatz wieder verließ, warf sich der letztere, noch im ersten Jünglingsalter, und durch nichts als den Ruhm eines großen Vaters unterstützt, mit männlicher Kraft in den Strom der öffentlichen Angelegenheiten, führte das schwankende Schiff des Staats mit Klugheit und Heldenmuth durch die empörten Wogen, und leitete es in den Hafen der Ruhe und des Ruhms. Robert Dudlei wollte die Niederländer beherrschen, außerdem nahm er kein Interesse an ihrem Schicksal; denn er schätzte und liebte sie nicht. Moriz von Oranien hatte vielleicht dasselbe Ziel im Auge; aber er wollte nicht allein der Gebiether, er wollte auch der Schützer und Beglücker eines Volkes seyn, für dessen Freyheit sein edler Vater geblutet hatte.

In der hülflosen und gefährlichen Lage, der sich die utrechter Bundesgenossen durch die Entfernung des Herzogs von Anjou und den Tod Wilhelms von Oranien hingegeben sahen, wo ihnen von außen die Fortschritte eines mächtigen Feindes und im Innern Mangel an Eintracht, eine schwankende Verfassung und Verfall der Kriegszucht unter den Truppen einen schnellen und unvermeidlichen Untergang droheten, schien ihnen keine Rettung von dem Zurücksinken unter das spanische Joch möglich, als in

dem Schutze eines mächtigen auswärtigen Fürsten. Diesen Schutz zu suchen ward daher von den Generalstaaten beschlossen, und sie wandten sich deßhalb fast zu gleicher Zeit an die Höfe von Frankreich und England. Asseliers und Lamouilliere, ihre Gesandten am Hofe zu Paris, erhielten bald nach dem Tode des Herzogs von Anjou Befehl, dem König Heinrich dem Dritten die Souveränität über die Niederlande unter denselben Bedingungen anzubiethen, wie sie sein Bruder, der Herzog, besessen habe, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe für die von dem Herzog von Parma damahls bedroheten Städte Gent und Antwerpen zu bitten, wofür ihm zur Sicherheit die flandrischen Städte Sluis und Ostende eingeräumt werden sollten. Die Antwort des Hofes auf diesen Antrag war: der König werde den Staaten seinen Gesandten Prüneaux senden, und ihnen durch diesen seinen Willen eröffnen lassen; sich aber, bis er dessen Berichte erhalte, auf keine Weise in die Angelegenheiten der verbündeten Provinzen mischen.

Im August (1584) langte Prüneaux, in Begleitung der niederländischen Gesandten zu Delft an, und erklärte der Staatenversammlung: Sein Herr, der König, habe ihn geschickt, die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen sie sich seines Schutzes zu erfreuen wünschten, und welches die künftigen Verhältnisse der Provinzen Holland und Seeland seyn sollten. Den Staaten von Holland eröffnete er noch besonders: des Königs Wille sey, jene beyden Provinzen nicht als bloßer Schutzherr, wie der Herzog von Anjou, sondern gleich den übrigen als Souverän zu übernehmen.

Dieser Antrag erregte große Sensation in beyden Provinzen. Zwar zeigte sich Seeland, dem die Gefahr eines feindlichen Angriffs immer näher rückte, nicht ganz abgeneigt, dem Verlangen des Königs ein Genüge zu leisten, aber weit mehr Schwierigkeiten fand die Sache in Holland, wo man sich in lange und ernstliche Debatten darüber vertiefte, während Prüneaux von einer Provinz, ja von einer Stadt zur andern umherzog, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen, und sie für den Zweck seiner Sendung zu bearbeiten. Doch troß dieses scheinbaren Eifers des Gesandten, zweifelten doch jeßt schon viele, denen die Verhältnisse am französischen Hofe nicht unbekannt waren, daß es des Königs ernstliche Absicht sey, den Antrag der Niederländer anzunehmen, und hielten sich überzeugt, der Gesandte wolle sie bloß durch ein Gaukelspiel von einer Vereinigung mit England abhalten.

Auch der Königinn Elisabeth war von den Generalstaaten, vorzüglich auf den Rath des Advocaten von Holland, Paul Buis, ein ähnlicher Antrag (1584, August) wie dem französischen Hofe gemacht worden. Aber durch geheime Motive von jeher zu einem räthselhaften Verfahren, in Rücksicht der niederländischen Angelegenheiten bestimmt, erklärte sie sich auch jeßt nur auf eine zweydeutige Art, und gab wenig Hoffnung. Die niederländische Gesandtschaft bath hierauf die Monarchinn: die Unterhandlung der vereinigten Provinzen mit Frankreich zu billigen, und sie in ihrer dringenden Noth wenigstens durch eine schleunige Hülfe an Geld und Truppen zu unterstüßen, wofür die

gesammten Staaten oder einige von der Königinn zu bestimmende Städte ihr Schuldbriefe ausstellen sollten. Aber auch auf dieses Gesuch erfolgte keine befriedigende Antwort. Elisabeth konnte zwar eben so wenig wünschen, die Macht Frankreichs durch den Besitz eines so schönen Landes vergrößert zu sehen, als das Zurücksinken desselben unter Spaniens Herrschaft dulden; aber sie fand noch immer zu viel Bedenklichkeiten, sich öffentlich für die Beschützerinn der niederländischen Rebellen zu erklären. In dieser Unentschlossenheit lag die Quelle ihres räthselhaften Verfahrens. Sie suchte die Niederländer hinzuhalten, um nur Zeit zu gewinnen, und indem sie ihnen rieth, die angefangenen Unterhandlungen mit Frankreich fortzusetzen, erboth sie sich zugleich insgeheim gegen die Staaten von Holland: den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht ein Hülfscorps zu überlassen, wenn sie ihr einige Küstenplätze einräumen wollten. Doch dieser Vorschlag war nicht nach dem Geschmacke der Holländer; und da die Königinn fortfuhr, immer nur unbestimmte und unbefriedigende Antworten zu ertheilen, so kamen die Generalstaaten wieder auf die Unterhandlungen mit Frankreich zurück. Dieser Gegenstand aber fand aufs neue sehr heftigen Widerspruch von einigen Provinzen. Am entscheidendsten gegen eine Vereinigung mit der französischen Monarchie erklärten sich die holländische Stadt Gouda und der Pensionär Paul Buis. Die Denkschrift, welche Gouda bey dieser Gelegenheit den Staaten übergab, gereicht ihrem Verfasser, dem D. Franz Franken, damahligen Pensionär der Stadt und eifrigem Freunde des Prinzen Moriz von

Ora-

Oranien, zum größten Ruhme. Neben einer lichtvollen Darstellung herrscht darin eine so richtige Ansicht der Dinge und eine so gesunde Beurtheilungskraft, verbunden mit echt republikanischer Freymüthigkeit, daß sie jedem Jahrhunderte und dem aufgeklärtesten Volke Ehre machen würde. Da sie zugleich ein treues Gemählde von der damahligen politischen Lage der vereinigten Provinzen, von ihren Hoffnungen und Besorgnissen enthält, so sey es erlaubt, sie hier als ein merkwürdiges Actenstück aus der gegenwärtigen Epoche, gefährlicher für die Republik als irgend eine andere im Laufe des Revolutionskriegs, ihrem ganzen Inhalte nach mitzutheilen.

„Es scheint — so hebt die Denkschrift an — als stellten sich diejenigen, welche zu der Unterhandlung mit Frankreich rathen, die Noth des Landes und das dagegen vorgeschlagene Mittel zu leicht vor. Drey Wege zur Beendigung des Kriegs gibt es nur für uns. Aussöhnung mit Spanien, tapfere Vertheidigung mit eigenen Kräften, oder Hülfe einer fremden Macht. Den ersten zu wählen ist unthunlich; es muß folglich der zweyte eingeschlagen werden, wenn der letzte nicht offen steht. Unläugbar ist es, daß wenn man auswärtigen Beystand suchen will, man keinen mächtigeren finden kann, als in Frankreich. Aber wer wollte die Hülfe dieser Macht anrufen, wenn sie uns dafür in der Folge unserer Freyheit beraubte. Der König gibt sich das Ansehen eines eifrigen Katholiken; und ist es ihm ein Ernst mit dem Eifer für seine Religion, so kann er die unsrige nicht erhalten. Daß er in Frankreich die Reformirten duldet, geschieht

Bayerische Staatsbibliothek München

nur aus Noth und politischen Gründen, so lange, bis man mit ihnen wie am Bartholomäustage 1572 verfahren kann. Der König hat die Beyspiele seines Vaters Heinrich des Zweyten und seines Bruders Carl des Neunten vor sich. Er ist von seiner Mutter Catharine von Medicis in italiänischer Arglist erzogen, und wird sich gewiß des im Jahre 1558 mit Spanien geschlossenen, und wie man sagt, vor kurzem erneuerten Bündnisses zur Ausrottung der Ketzer früh oder spät erinnern. Ist es wohl wahrscheinlich, daß seine listige Mutter, die vorzüglich jene Unterhandlungen jetzt betreibt, es im Ernste redlich mit uns meine? Der Anschlag des Herzogs von Anjou auf Antwerpen und wider den verstorbenen Prinzen von Oranien kann uns lehren, was wir von Frankreich zu erwarten haben. Selbst Prüneaux Schmeicheleyen, der herumzieht, und Personen zu gewinnen sucht, müssen uns mißtrauisch und behuthsam machen. Vergebens beruft man sich jetzt auf das Urtheil des verstorbenen Prinzen, der die Verbindung mit Frankreich angerathen habe. Denn sah sich nicht dieser erleuchtete Fürst in dem Herzoge von Anjou getäuscht? und wann hätte er wohl je gewollt, daß sich nebst den übrigen Provinzen auch Holland und Seeland der Krone Frankreich unterwerfen sollten? wenigstens hat er sich diese immer als eine sichere Freystätte vorbehalten, gewiß nicht aus Herrschsucht, denn davon war seine Seele rein, sondern weil er den Franzosen nicht die ganze Sache der Freyheit anvertrauen durfte. Will man also seinem Urtheile folgen, so muß man Holland und Seeland nie dem französischen Zepter unterwerfen. Man

Bayerische Staatsbibliothek München

rühmt des Königs Regierung, seine Tugend und Treue; man bemerkt, sein eigenes Interesse verpflichte ihn zur Beschützung der Niederlande; aber es ist kein Geheimniß, daß der mit den Hugonotten geschlossene Friede von Seiten des Königs so wenig sorgfältig beobachtet worden ist, daß sein Schwager, der König von Navarra, sich noch bis zur Stunde nicht von des Königs Freundschaft überzeugt halten kann. Wie wenig kann man übrigens auf die Versprechungen eines Fürsten trauen, der es sich vielleicht zu einer größeren Ehre anrechnen wird, uns, als die Spanier zu betriegen; denn eins von beyden müßte doch geschehen. Alle Bündnisse, Pflichten, Schwüre und die Religion verbinden ihn mit Spanien, und die Verletzung der neuen Verträge mit uns wird er leicht mit dem Ausspruch der kostnitzer Kirchenversammlung, daß man Ketzern nicht Glauben halten dürfe, entschuldigen können. Und es geschähe uns Recht, wenn wir von dem, den wir wider seinen Eid zur Verrätherey zu verleiten suchten, selbst verrathen würden."

„Die Erfahrung lehrt uns, daß der König von Frankreich geneigt ist, das mit Spanien eingegangene Bündniß zu halten. Wie leicht wäre es ihm gewesen, in den Jahren 1578 bis 1582 die Niederlande, da sie noch beysammen waren, an sich zu bringen! Würde er damahls den Herzog von Anjou so wenig unterstützt haben, wenn ihn unsere Angelegenheiten interessirt hätten? Es ist nur zu gewiß, daß Frankreich und Spanien einverstanden sind. Die Bartholomäusnacht, Jenlis's Niederlage, Anjou's Angriff auf Antwerpen, Dünkirchens Überlieferung an den

Herzog von Parma sind die Beweise dafür. Man führt endlich an, wir könnten uns solche Bedingungen von dem Könige bewilligen lassen, die uns aller Besorgnisse wegen Verletzung der Freyheiten des Landes überheben könnten; aber der König würde wahrscheinlich nur allgemeine Versprechungen geben. Brabant, dem Anscheine nach auch von Prüneaux gewonnen, sagt man, müsse auf keinen zu eingeschränkten Bedingungen bestehen; schon daraus ist abzusehen, daß sich der König die Hände nicht will binden lassen. Aber gesetzt, er ließe uns auch die Bedingungen nach unserem Sinne entwerfen, so hat uns ja schon das Beyspiel des Herzogs von Anjou gezeigt, wozu uns das nutzen werde. Hätte nicht eine Handvoll Antwerper die Freyheit nachdrücklicher vertheidigt, als der brabantische Freybrief, so würden wir jetzt eben so gut, als die Hugonotten in der Bartholomäusnacht, die Kraft solcher Verträge fühlen. Wie leicht würde der König Gelegenheit finden, das Versehen des Herzogs von Anjou zu verbessern, und sich einiger festen Plätze zu bemeistern, und man würde ihm sogar beförderlich dazu seyn. Eine an sich unglückliche Heirath kann durch den vortheilhaftesten Heirathsvertrag nicht besser gemacht werden. Der klügste, und erfahrenste Prinz ward von dem Herzog von Anjou hintergangen; dürfen wir, in der arglistigen französischen Staatskunst unerfahrnen Holländer, uns schmeicheln, scharfsichtiger zu seyn? und gesetzt, wir wären auch so vorsichtig, unsere Rechte zu sichern, würde uns nicht der König, wenn er uns unser Geld abgepreßt, den Spaniern zum Raube lassen, und er-

innerte man ihn an seine Zusagen, sich noch beklagen, daß ihm nicht vollkommener Gehorsam geleistet worden sey? Man beruft sich auf den utrechter Bund; aber dieser verpflichtet die Provinzen nicht, einen Souverän anzunehmen, den eine oder zwey von ihnen zu haben wünschen. Und wenn auch die Noth Brabant und Flandern zwänge, alles auf einen verzweifelten Wurf zu setzen, sollten darum auch wir, die wir noch so treffliche Festungen besitzen, uns mit ihnen zugleich ins Verderben reissen lassen? Mögen diejenigen, welche dieser Meinung sind, nach Holland kommen, um sich hier ein unerschrockenes Herz zu hohlen; hier, wo das arme Gouda zwey bis drey Jahr eingeschlossen war, ohne sich zu ergeben, wo das kleine Alkmaar die ganze Macht Spaniens beschäftigte, und wo die durch Hunger und Elend bis zur Hälfte aufgeriebene Bürgerschaft Leidens standhaft ausharrte. Verließen wir uns damahls auf den Beystand Frankreichs? und hätten wir nur deßhalb so viel gelitten, um jetzt den Franzosen hingegeben zu werden! Zwar ist die Noth der Städte Brüssel *), Mecheln und anderer unläugbar; aber schlösse man auch in diesem Augenblick den Vergleich mit Frankreich, so würde doch, nach Prüneaux eigenem Geständniß, die Hülfe zu ihrer Rettung zu spät kommen. Und wenn wir sie mit eigenen Kräften bis zum Herbst erhalten können, warum nicht noch länger und bis zum nächsten Winter? Wahrlich unsere Macht ist nicht so gering, als man sie darzustel-

*) Diese Städte befanden sich noch nicht in der Gewalt der Spanier, als diese Denkschrift übergeben ward.

len sucht. Fünf Jahre lang hielt sie im Anfange des Kriegs zu Wasser und zu Lande wider die Spanier aus, und jetzt sollten uns das Gerücht von der Herannäherung eben dieser Feinde und Prüneaux bedenkliches Achselzucken eine solche Furcht einjagen, daß wir ihnen nur als verlarvte Franzosen entgegen zu gehen wagten? O dann sey es Gott geklagt, daß der edle Prinz von Oranien und so mancher andere wackere Mann ihr Leben für eine Sache aufopferten, die wir nicht bis aufs Äußerste zu verfechten wagen.

Wir läugnen keinesweges die gefährliche Lage, worin sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden; aber sie ist lediglich eine Folge der Verbindungen mit Frankreich, wodurch das Ansehen des Prinzen, worauf bey unserer Vertheidigung so viel beruhete, geschwächt ward. Wäre man geneigt, noch jetzt so viel zu bezahlen, als man zu des Herzogs von Anjou Zeit versprochen, und Holland auch geleistet hat, so würde man nicht nöthig haben, uns von Brabant aus an die Erfüllung unserer Zusagen zu mahnen. Es ist freylich zu besorgen, daß das Volk einmahl des Kriegs und des Gebens müde werden wird; aber wird dieß nach einer Verbindung mit Frankreich weniger der Fall seyn? Man gibt jetzt aus Liebe zur Freyheit und Religion; wer aber könnte dieß unter einem Fürsten thun, der beyde unterdrückte? Wird man nicht den guten Willen und die Standhaftigkeit des Volks aufopfern, welche mehr zur Erhaltung unsers wandelbaren Staatsgebäudes gethan haben, als das Verfahren der Regierung, welches wenig Lob verdient. Aber, wendet man ein, unser Zurücktreten könne den

König erzürnen, und er könne sich wohl gar mit Spanien zu unserm Verderben vereinigen. Sonderbarer Einfall! Sollten wir seine theuern und großen Freunde seyn? Sollte er unsertwegen mit Spanien brechen? Und sollte sich diese Veränderung schon so bald ereignen können? Auf diese Art wäre es noch weit weniger rathsam für uns, bey einer solchen Unbeständigkeit Gut und Blut zu wagen."

„Wir sind daher der Meinung, daß unter den oben angeführten drey Wegen der beste der ist, uns so lange mit eignen Kräften zu vertheidigen, bis sich eine Aussicht auf einen besseren auswärtigen Beystand zeigt. Nur muß in den Landesangelegenheiten eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen werden. Übrigens wünschen wir so herzlich als irgend ein anderer die Rettung des Vaterlandes, und würden die ersten seyn, den Fürsten aufzunehmen, von dem sie zu erwarten ist. Ja wir würden dieß selbst in Rücksicht des Königs von Frankreich seyn, wären wir nicht von der Wahrheit der hier aufgestellten Bemerkungen fest überzeugt. Nicht Eigennutz bewegt uns dazu. Wird Holland bekriegt, so ist Gouda dem ersten Schlage ausgesetzt; die nachtheiligen Folgen der mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen dagegen wird diese Stadt später als andere fühlen. Aber keine zu fürchtende Gefahr konnte uns abhalten, unsere Meinung freymüthig auszusprechen, damit man die Sache in nähere Betrachtung ziehen kann, und sich durch die Urtheile des hohen Raths, des Hofes von Holland und der seeländischen Staaten nicht irre leiten lasse. Werden unsere Gründe gehaltlos und un=

wichtig gefunden, so nehme man sie als das letzte Denkmahl der Freyheit und herzlicher Verbrüderung auf! Denn wir fordern für unsere Freymüthigkeit keinen andern Lohn, als den, mit einem ruhigen Gewissen den Schickungen des Höchsten entgegen gehen zu können. Und indem wir uns jetzt unschuldig achten an allem Unglück, welches die Unterhandlung mit Frankreich über das Land bringen wird, bitten wir Gott, es in Gnaden abzuwenden."

Diese Vorstellung der patriotischen Goudaer hielt jedoch die Generalstaaten nicht ab, den Beschluß zu fassen, der Krone Frankreich die Souveränität über die Niederlande unter näher zu bestimmenden Bedingungen anzubiethen; und alle Landschaften und Corporationen, außer Oberyssel, dem Adel Hollands und den Städten Amsterdam, Monnikendam und Gouda, willigten darein. Eine Deputation von vierzehn Personen ward ernannt, dem Könige von Frankreich die Wünsche der Nation vorzutragen. Sie schiffte sich (1585, Januar 3.) zu Briel ein, und begab sich über Boulogne nach Paris, wo sie trotz der Vorstellungen des spanischen Gesandten, D. Bernhardin de Mendoza, den 15ten des Hornungs die erste feyerliche Audienz beym Könige hatte. Der Kanzler von Geldern, Elbert van Leeven oder Leoninus genannt, war Wortführer. Er bath den König, die Herrschaft und Vertheidigung der niederländischen Völker zu übernehmen, von denen in früheren Zeiten die meisten Mitglieder des französischen Reichs gewesen wären. Heinrich erwiederte freundlich, sie möchten ihm ihr Verlangen schriftlich einreichen. Sie übergaben hierauf eine Bitt-

schrift, worinn der König ersucht ward, die vereinigten niederländischen Provinzen, Brabant, Flandern, Holland, Westfriesland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und Mecheln unter seinen Zepter und Schutz zu nehmen, wie ehemahls Kaiser Carl der Fünfte sie besessen habe, ihre Vorrechte und die reformirte Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, einen Prinzen aus seinem Geblüt oder einen andern angesehenen Mann zu seinem Statthalter zu ernennen, einen Staatsrath, von dessen Mitgliedern zwey Drittheile Niederländer wären, zu bestellen, den Generalstaaten jährlich zwey Versammlungen und denen der einzelnen Landschaften deren, so oft sie es für nöthig fänden, zu verstatten, die Niederlande unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu verbinden, die Schenkung einiger Länder und Herrlichkeiten an den verstorbenen Prinzen von Oranien zu bestätigen, und das Haus Nassau, dem die Niederländer so große Verbindlichkeiten hätten, und welches sich zu ihrer Vertheidigung mit drückenden Schulden belastet habe, zu entschädigen.

Der König schien vollkommen zufrieden mit den gemachten Bedingungen, wodurch ihm eine weit größere Gewalt eingeräumt ward, als der Herzog von Anjou besessen hatte. Die niederländische Gesandtschaft, welche nicht mehr an einem baldigen erwünschten Abschluß der Unterhandlungen zweifelte, bath jetzt um eine schleunige Truppenhülfe zum Entsatz der bedrängten Hauptstadt Brabants. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als anstatt der erwarteten Zusage dieser Bitte der Kanzler Chiverey ihr die unerwartete Er-

öffnung macht: Der König, wie sehr es auch sein Wunsch sey, den Niederländern nützlich zu werden, sehe sich doch für jetzt gänzlich außer Stande, ihnen Hülfe zu leisten. Durch diese Erklärung war auf einmahl der Faden der Unterhandlung zerrissen, und den Gesandten blieb nichts übrig, als den französischen Hof (1585, März 17.) zu verlassen, und, mißvergnügt über ihre vereitelten Hoffnungen, nach Holland zurück zu kehren. So entgingen die Niederländer dem französischen Joche, welches ihr Kleinmuth ihnen aufzulegen im Begriff stand. Ohne die Verwirrungen welche die berüchtigte Ligue damahls über Frankreich ausströmte, ohne die Trägheit eines weichlichen Fürsten, und ohne seine von den Ministern genährte Furcht vor dem spanischen Monarchen wäre ihr thörichter Wunsch erfüllt worden. Sie hätten dann einen Despotismus mit dem andern vertauscht (denn ein schwächeres Volk, welches sich unter den Schutz des stärkeren begibt, wird immer der Sclave desselben) und die Geschichte kennte keinen blühenden niederländischen Freystaat, der in den folgenden Jahrhunderten demselben Reiche, dessen Oberherrschaft er jetzt als eine Gnade erbettelte, mehr als Ein Mahl Gesetze vorschrieb. Das Ereigniß, welches ein großer Theil der Niederländer in diesem Augenblick als ein hartes Unglück beklagte, war das Mittel, sie von neuen Fesseln zu retten, in welche Frankreich erst zwey Jahrhunderte später ihre entarteten Nachkommen schlug.

Je mehr Bestürzung der Verlust der Hoffnung auf französische Hülfe in den vereinigten Provinzen

verbreitete, desto ernstlicher drangen jetzt mehrere Landschaften, besonders Holland, auf Fortsetzung der Tractaten mit England, weil keine andere Aussicht auf auswärtigen Beystand vorhanden sey. Elisabeth selbst schien jetzt die Provinzen dazu aufzufordern. Die arglistige Fürstinn hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß sie in Rücksicht Frankreichs einen so raschen, ihren geheimen Planen und Wünschen so wenig entsprechenden Entschluß fassen würden. Da der Schritt einmahl geschehen war, ließ sie den Generalstaaten durch ihren Gesandten Davison eröffnen: Sie habe den König nicht zu einer gemeinschaftlichen Unterstützung der Provinzen bewegen können; indeß wäre sie gern bereit, zur Verbesserung ihrer Lage die Hand zu biethen, ohne die Unterhandlungen mit Frankreich zu stören, oder auf die Souveränität Ansprüche zu machen.

Diese Erklärung bestimmte die Staaten, sich mit eben den Anträgen, welche in Frankreich kein Gehör gefunden hatten, an Elisabeth zu wenden, trotz des Widerspruchs der Commune von Gouda, welche, ihren Grundsätzen getreu, nur auf ein Gesuch um Beystand stimmte, aber das Anerbiethen der Oberherrschaft verwarf. Noch während der Belagerung Antwerpens (1585, Jul. 6.) ging eine Deputation von zwölf Personen, unter denen sich Paul Buis und der große Patriot, Johann von Oldenbarnevelt, befanden, nach London, und bath die Königinn im Nahmen der utrechter Bundesgenossen, über die Provinzen des Bundes die Oberherrschaft zu übernehmen, oder sich doch für ihre beständige Beschützerinn

zu erklären. Nichts beweist so sehr den unendlichen Abscheu der Niederländer gegen das Joch der Entvölkerer beyder Indien, und der Erfinder der Inquisition, als ihre Bereitwilligkeit, alles, selbst das kostbarste Gut eines edlen Volks, die Freyheit, aufzuopfern, um sich gegen das Zurücksinken unter dasselbe zu sichern. Der Antrag der Gesandten ward von der Königinn, nach den Grundsätzen ihrer bedachtsamen und räthselhaften Politik, ihren eigenen geheimen Wünschen zuwider, verweigert, und erst nach vielen Schwierigkeiten kam zu Nonsuch nachfolgender Vertrag zwischen beyden Theilen zu Stande: Die Königinn verspricht, den vereinigten Provinzen ein Hülfscorps von 4000 Mann zu Fuß und 400 Reitern während der Dauer des gegenwärtigen Kriegs zu bewilligen, wogegen sich die Staaten verpflichten, ihr die Städte Vliessingen, Briel und das Schloß Rammekens als Unterpfand für die von ihr zu machenden Geldvorschüsse in der Art zu überlassen, daß die gedachten Plätze mit englischen Truppen besetzt werden, aber die Befehlshaber kein Recht haben sollen, sich in die Civilverfassung derselben zu mischen. Der Königinn wird das Recht zugestanden, nicht nur einen Oberstatthalter über die vereinigten Provinzen, sondern auch zwey ihrer evangelischen Unterthanen als Mitglieder des Staatsraths einzusetzen. Dem Statthalter soll die Gewalt zustehen, in allen Landesangelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Staatsrath Verfügungen zu treffen, und alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Provinzen, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens abgethan werden können,

sollen der Entscheidung der Königinn und ihres Statthalters, mit Zuziehung des Staatsraths, überlassen werden.

Die Bestätigung dieses Vertrags erfolgte am zweyten des Weinmonahts, und bald darauf erschienen die englischen Truppen in den Niederlanden, leider zu spät, um Antwerpen retten zu können. Der Fall dieser Stadt, welcher die Gefahr dringender machte, bewog die Königinn, das Hülfscorps bis auf 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter zu verstärken. Außer diesen besetzten noch 1200 Mann, unter Thomas Cecil und Philipp Sidnei Briel, Vliessingen und Rammekens. Die Königinn rechtfertigte die mit den abtrünnigen Niederländern eingegangene Verbindung bey den europäischen Staaten durch die früheren Bündnisse, welche schon vor dem Ausbruch der Revolution zwischen ihr und dem niederländischen Volke, ohne Rücksicht auf dessen Fürsten, bestanden hätten.

Zum Feldherrn ihrer Truppen und Statthalter in den Niederlanden ernannte sie ihren Liebling Robert Dudlei, Grafen von Leicester, und bewies durch diese Wahl, welche nicht der Fürstinn, sondern dem Weibe angehörte, daß sie bey allen ihren Regententugenden doch die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts nicht verläugnen konnte. Robert Dudlei war der Sprößling eines alten und angesehenen Geschlechts, dessen Geschichte sich weniger durch große und rühmliche Thaten, als durch eine Reihe tragischer Vorfälle auszeichnet. Edmund Dudlei, Roberts Großvater, ward unter König Henrichs des Achten Regierung öffentlich enthauptet. Gleiches Schicksal

traf seinen Vater John und seinen Bruder Gilford Dudlei, den Gemahl der geistreichen und liebenswürdigen Johanna Gray, unter der Regierung der bigotten Maria. Roberts Loos war der Kerker. Auch Elisabeth, noch als Prinzessinn war damahls eine Gefangene. Eine vortheilhafte körperliche Bildung und ein einnehmendes Betragen empfahlen der Prinzessinn den jungen Mann, und reitzten ihre Sinnlichkeit, und gleiches Schicksal und gleiche Besorgnisse gaben den ersten Eindrücken ein bleibendes Interesse. Als Elisabeth den englischen Thron bestiegen hatte, wuchs ihre Zärtlichkeit für ihren ehemahligen Mitgefangenen, und er galt eine Zeit lang für ihren erklärten Günstling und selbst für ihren heimlichen Gemahl. Sie erhob ihn nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen, ertheilte ihm die Würde eines Grafen von Leicester, und machte ihn endlich zum Befehlshaber der niederländischen Hülfstruppen.

Nur allein dem zufälligen Umstande, der Favorit seiner Königinn zu seyn, nicht seinen Verdiensten, verdankte Leicester diese glänzenden Auszeichnungen. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, weder fähig, eigene große Ideen und Ansichten zu fassen, noch, sich fremder zu bemächtigen. Stolz ohne Kraft und Großmuth, herrschsüchtig ohne Muth und Menschenkenntniß, schätzte er auch an andern die Tugenden nicht, welche er selbst nicht besaß, und begnügte sich, in dem von der Majestät erborgten Schimmer vor seinen Mitbürgern einher zu prunken, ohne durch eigene Größe ihre Achtung zu gewinnen. Es war ein großer Mißgriff von der staatsklugen Elisabeth,

daß sie einen Mann an die Spitze der niederländischen Angelegenheiten stellte, der in die Geheimnisse ihrer listigen und versteckten Politik nicht einzudringen vermochte, und dem alle Eigenschaften fehlten, die ihm übertragene Rolle gut zu spielen. Daß der eitle, frivole, von seinen eigenen Landsleuten gehaßte und verachtete Hofmann dem schlichten geraden Niederländer nicht gefallen werde, war leicht vorher zu sehen, und die Erfahrung bestätigte es. Anstatt den Zweck seiner Sendung, wenigstens den von den Niederländern gedachten Zweck, zu erfüllen, und der Schutzengel des bedrängten Landes zu werden, ward er dessen gefährlichster Feind. Um sich selbst oder seine Königinn in den Besitz der Oberherrschaft zu setzen, nährte er den Geist der Factionen unter der Nation, und wiegelte sie wider die Obrigkeit auf. Auch würden bey einem leidenschaftlicheren und minder bedächtigen Volke, dessen Liebe er zugleich zu gewinnen gewußt hätte, seine Entwürfe vielleicht gelungen seyn, und Aufruhr und Blutvergießen erzeugt haben. Aber glücklicher Weise bewahrte die Niederländer ihr kälteres Temperament vor solchen Ausschweifungen, und ihr gesunder Verstand wirkte der Arglist des neuen Statthalters kräftig entgegen.

Elisabeth ertheilte dem Grafen vor seiner Abreise nach Seeland eine geheime Instruction, wodurch er angewiesen ward, genaue Erkundigung über den Vermögenszustand der vereinigten Provinzen einzuziehen, weil man ihr die Annahme der Oberherrschaft über das Land angerathen habe, wenn es selbst die nöthigen Hülfsmittel zu seiner Vertheidigung aufbringen

könne. Dieser Umstand beweiset zur Genüge, daß der Königinn geäußerter Widerwille gegen die ihr angebothene Souveränität nur verstellt war. Ihr Ehrgeitz wünschte sich allerdings im Besitz derselben; aber sie wollte erst den Lauf der Begebenheiten abwarten, ehe sie das Erbiethen der Staaten annahm. War er glücklich, so blieb ihr die Erfüllung ihres geheimen Wunsches gewiß genug; trafen aber die Niederländer in der Folge solche Unfälle, welche ihren Widerstand gegen die spanische Übermacht vergeblich machten, so konnte sie sich als bloße Bundesgenossinn ohne Schande aus dem Spiele ziehen. Überdem erforderte die Lage der schottischen Angelegenheiten ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie hatte Ursache, Spanien zu schonen, um nicht mit dieser Macht in einen Krieg verwickelt zu werden. Welche hohe Begriffe man damahls noch von dem Übergewicht der spanischen Monarchie hatte, beweist eine Äußerung des Königs Gustavs von Schweden, welcher bey der Nachricht von dem Bündnisse der Königinn mit den Niederländern ausrief: „Jetzt hat Elisabeth die Krone von ihrem Haupte genommen, und auf das ungewisse Spiel des Kriegs gesetzt!“

Die dem Grafen Leicester ertheilte Instruction bewies nicht nur den Willen der Königinn, die Souveränität über die Niederlande unter günstigeren Umständen anzunehmen, sondern auch den Wunsch, daß die Niederländer dieses Joch auf eigene Kosten erkaufen sollten; denn sie fürchtete, die Unzufriedenheit ihrer alten Unterthanen zu erregen, wenn sie ihnen einer fremden Angelegenheit wegen neue Auflagen aufbürdete; und überdieß war übertriebene Sparsam-

keit ein Hauptzug ihres Charakters. Zufälliger Weise erfuhren die niederländischen Deputirten in England etwas von Leicesters geheimen Verhaltungsbefehlen, und wurden dadurch zuerst mit Argwohn gegen die Königinn und den Grafen erfüllt.

Im December begab sich der Graf mit einem glänzenden Gefolge aus dem vornehmsten englischen Adel, in welchem sich auch sein Stiefsohn, der nachmahls so berühmt gewordene Graf Essex, befand, am Bort, und segelte nach den Niederlanden über (20. December 1585,), wo er zu Vliessingen ans Land stieg. Sein Empfang war äußerst glänzend, in allen holländischen Städten, durch welche er ging, ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und die Generalstaaten, mit seinen Verhältnissen zu der Königinn bekannt, erklärten ihn zum Statthalter der vereinigten Provinzen (7. Februar 1586.), gaben ihm eine Ehrenwache, und waren verblendet genug, ihm fast die Achtung eines Souveräns zu beweisen. In seiner Bestallung beehrte man ihn mit dem Prädicat, Durchlauchtigster Prinz, und die ihm darin verliehene Gewalt war ausgedehnter, als sie irgend ein anderer Generalgouverneur gehabt hatte. Durch eine solche Auszeichnung ihres Feldherrn glaubten die Generalstaaten, den Beyfall der Königinn zu gewinnen. Wie erstaunten sie daher, als ihnen Elisabeth, wahrscheinlich aus Rücksichten gegen Spanien, ihren Unwillen darüber bezeigte, daß sie dem Grafen zugleich mit der Statthalterwürde fast die ganze Regierung übertragen hätten, die sie doch selbst ausgeschlagen habe (23. März)! Die Staaten erwiederten, sie hätten dem Statthal=

ter eine so große Gewalt verliehen, um ihm desto mehr Ansehen und Gehorsam zu verschaffen; doch sey diese Gewalt auch widerruflich. Die Königinn ließ sich durch diese Erklärung leicht beruhigen, und die Staaten hatten dadurch zugleich die Übereilung, womit sie dem Grafen eine so große Macht verliehen, zum Theil wieder gut gemacht, weil sie sich darin als die Quelle dieser Macht angaben.

Der neue Statthalter zeigte sich gleich anfangs als einen großen Eiferer für den protestantischen Glauben, um die Gunst des Volks zu gewinnen. Er empfing das Abendmahl mit der höchsten Andacht, und hielt Berathschlagungen mit der Geistlichkeit über die Mittel zur größern Ausbreitung des Protestantismus. Diese Häucheley (denn weiter war sein Betragen nichts) blendete den gemeinen Haufen, welcher enthusiastisch an den äußeren Formen seiner Secte hing; aber die Verständigeren blickten durch die Maske, und entzogen ihm ihre Achtung und ihr Zutrauen. Hätte Leicester die großen Erwartungen erfüllt, welche man anfangs von ihm hegte, und wäre er ein Mann von Muth und Talenten gewesen, so war es eben so gut um die Freyheit der Republik gethan, als wenn Heinrich der Dritte die ihm angetragene Oberherrschaft angenommen hätte; aber ihr Schutzgeist wandte die doppelte Gefahr von ihr ab.

Johann von Oldenbarnevelt, jetzt Advocat von Holland an der Stelle von Paul Buis, welcher aus Verdruß über die Unterhandlungen mit Frankreich diese Würde niedergelegt hatte, entdeckte Leicesters geheime Plane, und gab den Staaten Rathschläge, sie zu

vereiteln. Auf seinen Vorschlag trafen sie, noch ehe der Graf den niederländischen Boden betrat, eine Verfügung, den Wirkungen seines Ehrgeitzes ein Gegengewicht zu geben, indem sie den Grafen Moriz von Oranien zum Statthalter von Holland und Seeland erwählten, um dadurch die Gewalt des künftigen Statthalters zu beschränken.

Moriz war der zweyte Sohn Wilhelms von Oranien von dessen zweyter Gattinn, der Prinzessinn Anna von Sachsen. Er war geboren zu Dillenburg am 13. November 1567. Im Jahre 1582 sandten ihn die Staaten von Holland auf die hohe Schule zu Leiden, und übernahmen gemeinschaftlich mit den Staaten von Seeland und Utrecht die Sorge und die Kosten für seine Erziehung, als hätten sie eine Vorahndung gehabt von den großen Diensten, welche dieser Jüngling einst dem Vaterlande leisten werde. Ihre Sorgfalt für ihn ging so weit, daß, als der Herzog von Parma im Jahre 1583 anfing, sich zur See zu rüsten, sie seinem Hofmeister ausdrücklich verbothen, ihn an den Strand von Katwik gehen zu lassen, damit er nicht in Gefahr geriethe, von den Feinden aufgehoben zu werden. Schon in seiner frühen Jugend gab Moriz Beweise eines richtigen Verstandes und einer schnellen Beurtheilungskraft, und diese, nebst andern trefflichen Eigenschaften, entwickelten sich immer glänzender in der großen Schule der Erfahrung eines thatenvollen Lebens. Weniger groß als Staatsmann wie sein Vater, übertraf er ihn weit als Feldherr. Mit einem unerschütterlichen Muthe, der das Gefährlichste nicht scheut, verband er die höchste Vor-

sicht, und selbst das Glück, welches seine Waffen begünstigte, konnte ihn nie zu einer Übereilung hinreissen. So erhob er sich nach und nach zu einem der größten Generale seiner Zeit, führte neue Gesetze und Waffenübungen unter den Truppen ein, vervollkommnete die Belagerungskunde, und sein Lager galt für eine hohe Schule des Kriegs, die stets von einer Menge Freywilliger aus allen Nationen besucht ward, um unter diesem Meister die Kriegskunst zu erlernen. In seinem Privatleben war er mäßig und genügsam, und ob er gleich seiner Würde gemäß einen glänzenden Hofstaat unterhielt, sah man doch nirgends Verschwendung in seinen Umgebungen. An den gewöhnlichen Lustbarkeiten fand er eben so wenig Geschmack als sein Vater; seine Lieblingsergetzung war das Schachspiel. Er liebte den Krieg, weil er in dieser Sphäre am meisten glänzte; doch waren ihm auch die sanften Gefühle der Liebe nicht fremd. Zwar war er nie verheirathet, aber er stand in einer zärtlichen Verbindung mit Maria Mechelen, einer edlen Brabanterinn, die ihn zum Vater mehrerer Kinder machte. Sein Charakter war nicht ohne Flecken, und sein grenzenloser Ehrgeitz, den er nicht wie sein Vater zu beherrschen wußte, brachte die Freyheit der Republik mehr als Ein Mahl in Gefahr. Dennoch waren seine Klugheit und seine Feldherrntalente ein großes und unerwartetes Glück für sie; denn indem er die Plane seines Vaters standhaft und glücklich verfolgte, erhob er sie in seinen spätern Jahren auf den Gipfel des Ruhms und zu demjenigen Punct, wo der europäische Staatenverein anfing, sie als unabhängige Macht zu erkennen.

Nach seines Vaters Tode (1584.) ward Moriz zum Chef des Staatsraths ernannt. Während den Berathschlagungen über die Verbindung (24. Septemb. 1585.) mit Frankreich ermahnte er die Staaten von Holland, jene Verbindung nicht zu eilfertig abzuschließen, auch dabey das Interesse seines Hauses nicht ganz zu vergessen. „Mein Vater — so schloß er seine Vorstellung — hat Vermögen und Leben für die gemeinschaftliche Sache aufgeopfert, und auch ich biethe euch meine Dienste an in allem, wozu ihr mich bey meiner Jugend und Unerfahrenheit für tüchtig haltet; denn ich habe fest beschlossen, so viel in meinen Kräften steht, zum Wohl des Landes beyzutragen." Die Generalstaaten selbst verkannten die Verpflichtung nicht, welche die Republik dem Sohne, der Verdienste des Vaters wegen, habe, und äußerten dieß besonders in der Denkschrift, worinn sie die Holländer zu der Vereinigung mit Frankreich aufforderten. Es heißt darin unter andern: „Die Dankbarkeit gegen den Prinzen von Oranien würde gewiß jeden von uns bewegen, seinen Sohn Moriz zum Souverain der Niederlande zu wählen, wenn er Macht genug besäße, sie zu beschützen.

Nach dem Abschluß des Tractats mit England ward Moriz zum Statthalter, General-Capitain und Admiral von Holland und Seeland erhoben, wodurch er in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis trat. In seiner Bestallung (14. Novemb. 1585.) ward ihm zur Pflicht gemacht: die Hoheit, Wohlfahrt und die Privilegien des Landes so wie die protestantische Religion aufrecht zu erhalten, jedem Recht zu

verschaffen, und die Verordnungen nach dem Gutachten des Raths von Holland zu vollziehen, die Obrigkeit in den Städten, wo es nöthig sey, zu verändern, und gemeinschaftlich mit den abgeordneten Räthen über die Sicherheit der Provinzen zu wachen. Zugleich ertheilten ihm die Staaten den Titel eines Prinzen von Oranien, obgleich das Fürstenthum Orange eigentlich auf seinen älteren Bruder Philipp Wilhelm gefallen war. Merkwürdig ist, daß Moriz der erste war, dem die Generalstaaten die Statthalterwürde ertheilten. Ehemahls wurden die Statthalter der niederländischen Provinzen von den Landesfürsten eingesetzt, und die Staaten gaben daher durch diese Handlung einen Beweis, daß bey ihnen die Souveränität sey, und daß sie die Vorrechte derselben auch auszuüben entschlossen wären. Der Graf von Leicester, welcher sich damahls noch in England befand, äußerte große Unzufriedenheit über die Erhebung des neunzehnjährigen Moriz; aber durch die Vorstellung der Staaten, daß von uralten Zeiten her jede Provinz ihren besondern Statthalter gehabt habe, und daß dem Grafen Moriz nach den Gewohnheiten Deutschlands, wo auch die nachgebornen Söhne Titel und Rang des Vaters erbten, der Titel Prinz gebühre, schien er wieder beruhigt.

Während der eben erzählten politischen Ereignisse hatte auch die Waffen in den Niederlanden nicht gerastet, und man fuhr fort, sich in mehreren Provinzen mit großer Erbitterung, jedoch ohne wichtige Erfolge, zu schlagen. Schon während der langen Blockade Antwerpens hatte der tapfere Tassis den königlichen Waffen das Übergewicht an der Yssel verschafft.

Am 25. Junius (1585.) schlug er die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Newenaar und Joost de Zoete von Villers, welcher seit Wilhelms von Oranien Tode Statthalter von Utrecht war, bey Wouvenberg im Stifte Utrecht; und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau suchte vergebens, diese Niederlage durch einen Überfall auf Gröningen zu rächen, welcher gänzlich mißlang.

Nach der Ankunft der englischen Hülfstruppen rückte der Graf von Newenaar in die Betau, eine Landschaft zwischen dem Rhein und der Waal, bemächtigte sich der Schanze Yßeloord unweit Arnhem (15. October 1585.) und vereinigte sich darauf mit Martin Schenk, welcher aus Unzufriedenheit den spanischen Dienst verlassen, und von den Generalstaaten als Feldmarschall in den ihrigen wieder aufgenommen worden war. Beyde Befehlshaber verabredeten eine gemeinschaftliche Unternehmung, den Spaniern Nimwegen zu entreissen, durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen Bürgern in der Stadt, welches aber entdeckt und vereitelt ward. Die ständischen Feldherren besetzten darauf die umliegenden Orte, warfen der Stadt gegenüber eine Schanze auf (Novemb.), und beschlossen, sie in Brand zu stecken. Sie bedienten sich dazu einer Art großer Brandkugeln aus Harz, Pech, Schwefel, Salpeter und Schießpulver. Diese Brennstoffe wurden zusammengeschmolzen und noch warm in einen Sack gedrückt, der mit schwachen Seilen umstrickt und in zerlassenes Pech getaucht ward. Sie wurden aus kurzen Geschützen oder Böllern abgeschossen, erreichten aber, wahrscheinlich wegen ih-

rer zu geringen Schwere im Verhältniß der Pulverladung, nur selten ihr Ziel, und entstand auch ein Brand in der Stadt, so ward er schnell wieder gelöscht. Endlich erschien Hautepenne mit 6000 Mann in der Betau, und nöthigte die Ständischen, sich von Nimwegen zurück zu ziehen.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung Antwerpens noch einige Monath in dieser Stadt aufgehalten, die neue Verfassung derselben organisirt, und den tapfern Veteran Christoph Mondragone zum Befehlshaber in der wieder aufgebauten Citadelle ernannt. Der König, auf die Nachricht von dem Bündniß Elisabeths mit den abgefallenen Niederländern, sandte dem Herzog neue Geldrimessen, und setzte ihn dadurch in den Stand, den Truppen einen Theil des rückständigen Soldes auszuzahlen, dessen Ausbleiben verschiedene unruhige Bewegungen, besonders unter den Wallonen, veranlaßt hatte. Der König überschickte zugleich mehreren vornehmen Niederländern, unter andern den Grafen von Aremberg und Egmont, dem Marquis von Varambon und dem Baron Montigni den Orden des Vliesses, oder ertheilte ihnen neue Ehrenstellen, um sie durch diese verführerische Lockspeisen des Despotismus noch fester an sein Interesse zu knüpfen.

Zu Anfange des Winters (December) begab sich der Herzog von Antwerpen nach Brüssel, um in diesem alten Sitz der niederländischen Generalgouverneure seinen Winteraufenthalt zu nehmen, welchen er während der vergangenen Jahre anfangs in Mons und dann in Dornik gehabt hatte. Zugleich verlegte er

den größten Theil seines Heers in die Winterquartiere auf das linke Ufer der Maas. Vier deutschen Regimentern wurden die Ortschaften zwischen Herzogenbusch und Ravestein angewiesen; einige Fahnen Wallonen besetzten die Gegend um Grave, um diesen Platz zu beobachten; Juan de Aquila faßte mit seinem spanischen Regimente bey Herzogenbusch Posto, und Francisco Bobadilla mit drey alten spanischen Regimentern, etwa 5000 Mann stark, rückte auf das Bommelerwaard, eine Art von Insel, welche von der Maas und Waal gebildet wird. Die Landleute, von der Ankunft der Spanier vorher benachrichtiget, hatten aus Furcht vor den Bedrückungen dieser Truppen ihre Dörfer verlassen, und sich mit ihren besten Sachen nach Bommel, dem Hauptort des Ländchens, geflüchtet. Kaum waren die Spanier auf der Insel angelangt, so fingen die Maas und Waal an zu steigen. Sogleich eilte Graf Hohenlohe mit einem kleinen Geschwader die Maas herauf, und ließ an mehreren Stellen die Dämme durchstechen, wodurch fast die ganze Insel überschwemmt ward. Die Spanier sahen sich plötzlich in die gefährlichste Lage versetzt. Um nicht von den Wellen verschlungen zu werden, flüchteten sie auf Anhöhen, Dämme, Thürme und nach andern erhabenen Orten. Hier ohne Obdach und Nahrungsmittel, selbst ohne Feuerung, ihre erstarrten Glieder zu erwärmen, und rings von Hohenlohe's Fahrzeugen eingeschlossen, schien ihnen nichts übrig, als sich entweder der Gnade des Feindes zu überlassen, oder durch Hunger, Frost und Wellen umzukommen. Aber diese tapfern Soldaten kannten keine an-

dere Wahl als die, weche ihnen die Ehre vorschrieb. Sie verwarfen Hohenlohe's Aufforderung, sich zu ergeben, befestigten ihre Zufluchtsplätze so gut als möglich, und verschworen sich unter einander, lieber jedes Ungemach zu erdulden, als sich ungerochen in die Gewalt eines Feindes zu überliefern, gegen den sie nichts als Verachtung fühlten.

Ein zufälliger oder durch geheime Veranstaltung veranlaßter Umstand gab ihrem Muthe einen noch poetischeren Schwung. Ein Soldat, welcher bey der Kirche des Dorfs Empeln an einer Brustwehr arbeitet, stößt nach einigen Spatenstichen auf eine Tafel, und als er sie aufhebt und betrachtet, entdeckt er zu seinem Erstaunen ein Bild der heiligen Jungfrau darauf. Voll Freude ruft er seine Kameraden herbey. Bobadilla selbst, der in der Nähe ist, erscheint. Man staunt, man bewundert die Frische der Farben, die Schönheit des Colorits, man wird nicht müde, die Züge des Bildes zu bewundern, und dieser unerwartete Fund scheint eine gewisse Rettung zu versprechen. Das wunderbare Bild wird mit militärischen Feyerlichkeiten in die Kirche gebracht, und zur Adoration aufgestellt. Tausend Kniee beugen sich vor ihm, und von tausend Lippen ertönen die Worte: Heilige Jungfrau! verlaß deine Soldaten nicht in der Gefahr, womit die Wuth der Elemente und der Ketzer sie umringt.

Die Hoffnung der Krieger ward nicht getäuscht. Nachdem sie einige Tage (11. 12. December) mit dem äußersten Elende gekämpft hatten, schlug die Stunde der Rettung aus ihrem furchtbaren Kerker. Die Natur selbst, welche sie in diese gräßliche Lage versetzt

hatte, ward ihre Befreyerinn. Ein plötzlich eingetretener Frost zwang den Grafen von Hohenlohe, sich eilend mit seinem Geschwader zurück zu ziehen. Nach seiner Entfernung eiseten die Spanier das Fahrwasser auf, und erreichten, da die Niederländer aus Nachlässigkeit die Schanze bey Locht unbesetzt gelassen hatten, glücklich, aber in den traurigsten Umständen, Herzogenbusch. Die Bürger dieser Stadt nahmen die Halbverhungerten mitleidig in ihre Häuser auf, und pflegten sie mit der größten Sorgfalt. Dennoch starben viele an den Folgen des erlittenen Ungemachs, oder verloren Finger und Zehen durch den Frost. Der Herzog von Parma hatte auf die erste Nachricht von der seinen Kriegern drohenden Gefahr Brüssel verlassen, um ihnen zu Hülfe zu eilen, aber schon bey Herenthals erfuhr er ihre Rettung und kehrte zurück. Der Stadt Herzogenbusch ließ er für ihre Theilnahme danken, und beschenkte sie mit einer goldenen Schale.

Der strenge Frost, welcher Bobadilla's Corps vom Untergange rettete, begünstigte auch in einer andern Gegend die spanischen Waffen. Er bahnte dem Obersten Tassis den Weg zu einem Einfall in Friesland (23. Januar 1586.), wo er Zevenvolde verheerte, und den Verweser des ständischen Statthalters der Provinz, Sten-Malsen, einen dänischen Edelmann, bey Buxum auf's Haupt schlug. In diesem Gefecht hatte Graf Oswald von dem Berge, welcher dem Könige diente, das Unglück, von seinen eigenen Waffengefährten erstochen zu werden, weil er eine eroberte friesische Fahne trug, und deßhalb für einen niederländischen Fähnrich gehalten ward. Das eingetre-

tene Thauwetter verhinderte Tassis an Verfolgung seines Siegs, und trieb ihn wieder aus dem Lande. Sein Einfall hatte indeß ein solches Schrecken über die ganze Provinz verbreitet, daß viele Städte und Dörfer von dem spanischen Statthalter Verdugo Schutzbriefe erkauften. Der letztere ließ eine Schmähschrift gegen die Staaten ausstreuen, worin er die Friesen aufforderte, sich mit dem Könige auszusöhnen, und einigen feigen Buben, welche sie daran hindern wollten, die Köpfe zu spalten. Graf Philipp Wilhelm von Nassau, der ständische Statthalter von Friesland, traf dagegen die zweckmäßigsten Maßregeln, die Provinz der Republik zu erhalten.

Auch in Geldern waren die Königlichen eingedrungen. Zweyhundert Spanier unter dem Hauptmann Pedro Cornero besetzten das Kloster Veterwerde, zwischen Grave und Venloo, um von hieraus die Besatzung von Venloo zu beobachten, während Carl Mansfeld Grave blockirte. Aber Schenk, welcher kurz zuvor ein italiänisches Geschwader unter Appio Conti geschlagen und aufgerieben hatte, überfiel das Kloster von Venloo aus, und griff es mit 600 Niederländern an. Die Besatzung vertheidigte sich mit der äußersten Tapferkeit. Schon war die Mauer mit einem Sturmbock eingestoßen, und das Kloster brannte an vier Ecken; dennoch schlug sie einen drey Mahl wiederhohlten Sturm zurück. Endlich thaten die Spanier einen wüthenden Ausfall, und es würde ihnen vielleicht gelungen seyn, sich durchzuschlagen, wären sie nicht von 300 niederländischen Reitern in der Flanke angegriffen worden. Schenk kostete die Eroberung dieses unbedeu-

tenden Platzes 200 Mann; die tapferen Vertheidiger desselben verloren alle das Leben bis auf 6 schwer Verwundete, unter welchen sich der Befehlshaber Cornero selbst befand, der drey Schüsse und einen Lanzenstoß erhalten hatte. Die Spanier zu Lottum ergrimmten über die Niederlage ihrer Waffengefährten, und ermordeten aus Rache einige gefangene Niederländer.

Schenk zog nach dieser Eroberung an den Rhein, vereinigte sich mit Hermann Kloet, dem Befehlshaber von Neus, und beyde Verbündeten überfielen die Stadt Werle in Westphalen, und bemächtigten sich derselben; das Schloß aber widerstand ihren Angriffen. Die beyden Partisane beschlossen, sich in der Stadt festzusetzen, und von hier aus Streifzüge durch die benachbarte Gegend zu machen. Sie schlugen 4000 Bauern in die Flucht, welche der Adel des Landes aufgebothen hatte, ihren Plünderungen Einhalt zu thun; da sie sich aber des Schlosses nicht bemächtigen konnten, und Nachricht erhielten, daß Hautepenne und Verdugo gegen sie im Anzuge wären, so ließen sie die Stadt ausplündern, und verließen sie wieder (März). Schenk schlug sich auf dem Rückzuge durch Hautepennes Corps, und kam mit seiner Beute glücklich zum Grafen Leicester, der ihn mit dem Ritterschlage und einer kostbaren goldenen Kette für seine Tapferkeit belohnte.

Der Herzog von Parma, welcher sich noch zu Brüssel befand, hatte beschlossen, sich an der Maas festzusetzen, und von dort seine siegreichen Waffen nach Holland zu tragen. Einer der wichtigsten Plätze an diesem Strome war Grave, eine feste, dem Hause Oranien zugehörige Stadt, worin Lubert Turk von

Hemert, ein junger Edelmann aus Geldern, mit vier Fahnen in Besatzung lag. Schon im December hatte Carl Mansfeld die Stadt berennt, und ihr die Zufuhr abgeschnitten. Leicester trug dem Grafen Hohenlohe und dem Ritter Norris auf, sie entweder zu entsetzen, oder aufs neue zu verproviantiren. Das letztere gelang nach einem mörderischen Gefechte der vereinigten Niederländer und Engländer mit einem spanischen Corps unter Thomas Aquila und Georg Basta, worin die Spanier mit einem Verlust von 500 Mann in die Flucht geschlagen wurden, und Norris einen Lanzenstoß in die Brust erhielt. Der Herzog von Parma beschloß jetzt, Grave förmlich zu belagern, ließ das Blockadecorps vor der Stadt verstärken (May 12.), und begab sich in eigener Person dahin. Aber fast hätte der große Feldherr vor den Mauern dieser Stadt das Ziel seiner Thaten erreicht; denn indem er die angelegten Belagerungswerke auf beyden Seiten der Maas besichtigt, streckt eine Kanonenkugel sein Roß unter ihm zu Boden, und sogleich verbreitet sich in der Stadt und im Lager das Gerücht von seinem Tode. Aber er war unverletzt geblieben, raffte sich schnell wieder auf, und eilte zu Fuß ins Lager, um sich seinen bestürzten Soldaten zu zeigen, die ihn mit einem Freudengeschrey begrüßten. Nach einer heftigen Beschießung aus vier und zwanzig Feuerschlünden ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beschlossen. Bey dem Anblick der Anstalten dazu erhoben die Weiber und Kinder ein solches Wehklagen, daß mehrere Hauptleute und selbst der Befehlshaber Hemert dadurch muthlos gemacht wurden. Man both dem Feinde eine

Capitulation an, und die Stadt ergab sich (1586, Jun. 7.) auf billige Bedingungen.

Graf Leicester war eben auf dem Marsch begriffen, um Grave zu entsetzen, als er die Nachricht von dem Verlust der Stadt empfing, welche ihn um so mehr überraschte, da ihm Hemert erst den Tag zuvor berichtet hatte, daß sie sich noch lange halten könne. Unwillig kehrte er nach dem Bommelerwaard zurück, und da nach dem Urtheil der Sachverständigen die Übergabe Grave's zu schnell und ohne Noth erfolgt war, so wurden der Befehlshaber Hemert und einige andere Officiere von der Besatzung zu Utrecht vor ein Kriegsgericht gestellt, welches den erstern und zwey Hauptleute zum Tode verurtheilte. Die Staaten von Holland drangen auf Vollziehung des Urtheils, und Leicester bestätigte es. Hemert ward stehend enthauptet, und erklärte noch wenige Augenblicke vor seinem Tode, nicht Treulosigkeit, sondern Zaghaftigkeit aus Mitleid habe ihn strafbar gemacht.

Hemerts strenge Bestrafung fand allgemeinen Beyfall in den vereinigten Provinzen, und man pries Leicester als den Wiederhersteller der gesunkenen militärischen Disciplin; aber nur zu bald ereignete sich ein Vorfall, welcher bewies, daß er nicht immer so gerecht handelte. Hohenlohe überfiel unweit Breda ein Geschwader italiänischer Reiter unter Camillo del Monte, schlug es in die Flucht, und machte den Hauptmann Welts zum Gefangenen, einen Engländer, der vormahls in niederländischen Diensten gestanden, und Alost an die Spanier verrathen hatte. Jedermann sah einem großen Beyspiele der Gerechtigkeit an diesem

Verräther entgegen, aber zum allgemeinen Erstaunen geschah ihm nichts, und Leicester nahm ihn sogar unter seine Leibwache auf. Bald darauf gab er das Regiment des bey dem Angriff auf den covensteinschen Damm gefallenen Obersten Haultein seinem Schwiegersohn Philipp Sidnei. Diese Partenlichkeit für seine Nation erregte große Unzufriedenheit unter den Niederländern, besonders beym Kriegsvolk. Zwey und zwanzig der vornehmsten deutschen und niederländischen Befehlshaber überreichten dem Grafen Hohenlohe eine Vorstellung, worin sie bemerkten, daß, nach der von dem verstorbenen Prinzen von Oranien getroffenen Einrichtung, die Franzosen, Deutschen und Niederländer stets Officiere aus ihrer Nation gehabt hätten; durch die Nichtbefolgung dieser Einrichtung entzöge man ihnen alle Aussicht auf Beförderung. Hohenlohe überreichte das Memoire dem Grafen Leicester, der es, ohne weiter darauf zu achten, für eine aufrührische Schrift erklärte.

Nach der Eroberung von Grave ergaben sich auch die festen Plätze Megen und Battenburg an der Maas den Spaniern, und der Herzog von Parma, seinen Plan verfolgend, rückte vor Venloo. Nach einer kurzen Belagerung capitulirte diese ansehnliche, mit doppelten Mauern umgebene Stadt, auf Verlangen der Bürgerschaft, welche die Besatzung mit dem Schwerte in der Hand zur Übergabe zwang. Diesem Beyspiele folgte das Schloß zu Well, welches an den königlichen Befehlshaber Hautepenne überging. Helmich, der Befehlshaber darin, drang zwar auf eine längere Vertheidigung, aber seine widerspän-

stigen Soldaten zwangen ihn zu capituliren, wofür das Kriegsgericht zu Utrecht drey dieser Aufrührer mit dem Tode bestrafen ließ.

So fielen in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen fast alle festen Plätze an der Maas bis Lüttich herauf den Spaniern in die Hände, ohne daß es Leicester verhindert hatte. Sein glücklicher Gegner zog sich jetzt nach dem Rhein, und rückte vor die Stadt Neus, im Erzbisthume Cölln. Die Geschichte der Belagerung dieses Orts wird weiter unten erzählt werden. Leicester, um den Herzog davon abzulenken, gab Moriz und Sidnei den Befehl, eine Diversion in Flandern zu machen. Dieß war das erste Mahl, daß Moriz als handelnde Person auf dem Schauplatze des Kriegs erschien, auf welchem er sich in der Folge einen unverwelklichen Lorbeerkranz wand. Das Städtchen Axel und verschiedene andere Plätze in Flandern wurden erobert, aber ein Überfall, welchen Sidnei auf Gravelingen versuchte, mißlang. Kurz zuvor hatte sich der ständische Befehlshaber von Bergen op Zoom eines Convoi's von 400 Getreide-Wagen bemächtigt, welcher aus dem clever, jülicher und liker Lande kam, und für die unterjochten niederländischen Provinzen bestimmt war, worin großer Mangel herrschte. Der Hauptzweck der flandrischen Expedition, den Herzog von Parma von Neus zu entfernen, ward nicht erreicht. Diese unglückliche Stadt ward im Sturme erobert, und der Sieger wandte sich von ihren Ruinen (August 13.) mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern nach Rheinbergen.

Die Stadt Rheinbergen, zum Erzbisthum Cölln

gehörend, liegt am linken Rheinufer. Sie war mit allen Bedürfnissen hinreichend versehen, und hatte eine Besatzung von 800 Engländern unter Morgan und Schenk, welcher letztere kurz zuvor, auf Leicesters Befehl, auf der Insel Gravenwaard, da wo die Waal aus dem Rhein fließt, zum Schutze der Landschaft Betau ein Fort angelegt hatte, welches nach ihm die Schenkenschanze genannt ward. Indeß der spanische Feldherr die Anstalten zur Belagerung Rheinbergens betrieb, lagerte sich Leicester mit einem Heere von 10000 Niederländern, Engländern und Schotten, bey welchem sich Don Emanuel, D. Antons des Prätendenten von Portugal Sohn, Gebhard Truchses Churfürst von Cölln, Prinz Moriz, die Grafen Philipp und Wilhelm von Nassau, Solms, Oberstein und Essex, nebst mehreren andern ausgezeichneten Personen befanden, (September 6.) bey Elten im Clevischen. Trotz dieser Macht hielt sich der Graf nicht stark genug, den Herzog vor Rheinbergen anzugreifen, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, sondern suchte diesen Zweck durch eine Diversion an der Yssel zu erreichen. Dahin führte er sein Heer, und nachdem er Doesburg und einige andere feste Plätze auf seinem Marsch weggenommen hatte, lagerte er sich vor Zütphen, ließ eine Schiffbrücke über die Yssel schlagen, und die benachbarte spanisch gesinnte Stadt Deventer mit einer stärkeren Besatzung versehen.

Der Herzog von Parma erfuhr nicht so bald die Gefahr, von welcher das schlecht versehene Zütphen bedrohet ward, als er die Belagerung von Rheinbergen in eine Blockade verwandelte, und mit dem größ-

ten Theil seines Heers nach der Yssel aufbrach, um Zütphen zu entsetzen, oder mit Lebensmitteln zu versehen. Das letztere gelang, weil die Belagernden weder ihr Lager befestigt, noch alle Zugänge zur Stadt gehörig verschlossen hatten. Doch diese Verproviantirung war nicht hinreichend, und der spanische Feldherr mußte bald zu einer zweyten Anstalten treffen. Die Aufkäufer und Lieferanten wurden daher angewiesen, große Massen von Getreide anzuschaffen, und sie brachten in kurzer Zeit aus Grol, Oldensiel, Lingen und Münster so viel zusammen, daß 4000 Menschen drey Monathe lang davon leben konnten. Einen solchen Vorrath vom Feinde unbemerkt in die blockirte Stadt zu schaffen, war nicht möglich; es wurden also Maßregeln auf den Fall eines feindlichen Angriffs getroffen. Der Herzog ernannte den Marchese del Vasto zum Befehlshaber des Convoi's, und gab ihm 2500 Mann zu Fuß, und 600 italiänische und albanische Reiter zur Bedeckung desselben. Seine Instruction war: in der Nacht des 22. Septembers von dem Sammelplatz zu Borchele, fünf Stunden von Zütphen, aufzubrechen, um mit Sonnenaufgang auf der Ebene bey dem Dorfe Warnsfeld, zwey Stunden von der Stadt einzutreffen, und von da sogleich den Befehlshaber Verdugo durch leichte Reiterey von seiner Ankunft benachrichtigen zu lassen, damit ihm dieser entgegen kommen, und den Transport in Empfang nehmen könne. An Verdugo erließ der Herzog ein Schreiben, worin er ihm von der zu erwartenden Hülfe Nachricht gab, und ihm befahl, dem Transport am 22. September beym Anbruch des Tages mit 1000 Mann entgegen zu gehen.

Dieser Brief aber kam nicht in Verdugo's Hände, sondern ward von einer feindlichen Patrouille aufgefangen, und er unterrichtete den Grafen Leicester von dem Plane der Spanier. Um diesen zu vereiteln, und das Convoi aufzufangen, sandte der Graf 1500 Musketiere und Piekeniere nebst einem Detaschement Reiterey, unter Norris, Essex, Willougby, Stanlei, Russel und Sidnei, in der bestimmten Nacht nach Warnsfeld ab.

In der Nacht des 22. des Herbstmondes, dem erhaltenen Befehle gemäß, brach del Vasto von Borchele auf, und ging in folgender Ordnung vorwärts. Er selbst machte mit einigen Schwadronen Schützen zu Pferde den Vortrab, dann folgte eine Abtheilung Lanzenträger und Musketiere, an welche sich der Zug der mit Getreide beladenen Wagen und Karren schloß; zu beyden Seiten desselben marschierte eine Bedeckung von Musketieren, und einige Geschwader Reiter machten den Beschluß. Unter Begünstigung eines dichten Nebels nähert sich der Zug dem Dorfe Warnsfeld, wo die Schwadronen der Avantgarde plötzlich auf die englische Reiterey stießen. Beyde Theile griffen sogleich zu den Waffen, und der Vortheil neigte sich anfangs auf die Seite der Engländer. Zwey italiänische Schwadronen, unter Hannibal Gonzaga und Georg Crescio, wurden zersprengt, und Gonzaga tödtlich verwundet. Unter den Wagen entstand eine schreckliche Verwirrung. Die Fuhrleute waren beym ersten Lärmen entflohen, die scheu gewordenen oder verwundeten Pferde zerrissen die Stränge, die englischen Schützen fielen von allen Seiten in den Zug, und vorn stand die dicht geschlos-

sene englische Reiterey, und hinderte das Vorrücken der Wagen. Doch plötzlich brachen die spanischen Lanzenträger mit gefällten Speeren in diese Reiterey, trennten ihre Linie, und öffneten den Wagen einen Weg, welche jetzt von Soldaten geführt wurden. Diese benutzten den Zeitpunct des Kampfs, lenkten die Fuhrwerke seitwärts vom Wege ab durch die Hecken, und eilten vorwärts, bis ihnen von Zütphen her Verdugo und Tassis entgegen kamen, und den Transport in Empfang nahmen, welcher mit geringem Verlust seine Bestimmung erreichte. Der Kampf hörte nun auf, und beyde Theile zogen sich zurück. In diesem Gefecht erhielt der Ritter Philipp Sidnei, Leicesters Schwestersohn, eine gefährliche Wunde am Schenkel, und starb einige Wochen darauf im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Die englischen Geschichtschreiber erschöpfen sich in dem Lobe dieses Ritters. Gleich ausgezeichnet von Seiten des Kopfs und eines vortrefflichen Herzens, in der Kriegskunst wie in der Staatskunde unterrichtet, Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften, und selbst Verfasser eines ästhetischen Werks, des damahls sehr beliebten Romans Arcadia, glänzte er als eine Zierde seines Vaterlandes, welches sich mit Recht noch viel von seinen Vorzügen versprechen durfte, als er unglücklicher Weise ein Opfer des Kriegsdämons ward. Als er verwundet auf der Wahlstatt lag, brachte man ihm eine Flasche mit Wasser, seinen brennenden Durst zu löschen; aber eben im Begriff, sich daran zu erquicken, hört er neben sich einen andern schwer Verwundeten ächzen; sogleich reicht er ihm das Wasser mit den Worten: sein Bedürfniß ist

dringender als das meinige. Der damahlige König Jakob der Sechste von Schottland war ein enthusiastischer Verehrer des Ritters, und ehrte sein Andenken durch ein lateinisches Gedicht.

Die glücklich gelungene Verproviantirung bewog den Grafen Leicester die Blockade von Zütphen aufzuheben. Indeß bemächtigte er sich dreyer Schanzen der Stadt gegen über am linken Ufer der Yssel, (October 16.) von denen zwey mit stürmender Hand erobert wurden, die dritte aber von ihrer Besatzung verlassen und ohne Schwertstreich eingenommen ward. Bey Bestürmung der kleineren nördlich liegenden, und mit 300 Mann besetzten Schanze, zeichnete sich Eduard Stanlei, ein edler Engländer, durch eine bewunderungswürdige That aus. Indem er sich an der Spitze seiner Waffengefährten der Bresche nähert, stößt ihm ein spanischer Soldat die Lanze entgegen, um sie ihm in die Brust zu senken. Aber Stanlei faßt die Lanze mit beyden Händen, und hält sie so fest, daß ihn jener zugleich mit derselben empor hebt. Sogleich springt der Engländer über die Brustwehr, und bahnt seinen Gefährten den Weg zur Eroberung der Schanze. Leicester belohnte seine Tapferkeit durch den Ritterschlag und ein Jahrgehalt von 600 Gulden. Nicht minder außerordentlich war die That eines spanischen Soldaten bey Vertheidigung der zweyten Schanze. Mit einer langen Lanze bewaffnet stellt er sich in die Bresche, und verwundet und treibt die Feinde zurück, bis ihm endlich mit einem großen Schwerte die rechte Hand am Gelenke abgehauen wird. Dennoch hält er die Lanze mit der linken fest, bindet sie mit dieser an die verstümmel-

te Rechte, ohne diese verbinden zu lassen, und indem er den Stumpf mit der linken Hand bewegt, fährt er fort, so lange mit der größten Wuth zu kämpfen, bis, es den Engländern gelingt; an einer andern Stelle in die Schanze zu dringen. Die Geschichte nennt den Nahmen dieses Helden nicht. Bey Bestürmung der nähmlichen Schanze ward Hohenlohe gefährlich am Kopfe verwundet. Roland York ward von dem Grafen Leicester zum Befehlshaber der großen Schanze, und Stanlei zum Gouverneur von Deventer ernannt, zum großen Mißvergnügen der Staaten; denn beyde waren Katholiken, und hatten schon den Spaniern gedient.

Auf dem Rückzuge von Zütphen wurden die niederländisch-englischen Truppen durch Tassis verfolgt, und erlitten einigen Verlust. Einen Anschlag Schenks, Nimwegen zu überfallen, vereitelte die Widerspänstigkeit der ihn begleitenden Engländer.

Nachdem der Herzog von Parma für die Sicherheit Zütphens gesorgt hatte, ließ er seine an Mangel und Krankheiten leidenden Truppen die Winterquartiere beziehen. Auch seine Gesundheit hatten die gehabten Strapazen zerrüttet, und er begab sich zu ihrer Wiederherstellung nach Brüssel, wo er seinem Vater Ottavio, Farnese, der am 19. October dieses Jahrs gestorben war, und ihm die Regierung des Herzogthums Parma vererbt hatte, ein prächtiges Leichenbegängniß hielt. Seine Mutter ging schon im Januar mit Tode ab, und zwey Tage nach dem Ableben ihres Gatten hatte auch der berühmte Cardinal Granvella, der in den ersten Stürmen der niederländischen

Revolution eine so merkwürdige Rolle spielte, zu Madrid die Schuld der Natur bezahlt.

Leicester, nach dem Beyspiele seines Gegners, sandte seine Truppen ebenfalls in die Winterquartiere, und begab sich über Utrecht nach dem Haag. So endete dieser sein erster Feldzug, der die Erwartungen, welche sich die Niederländer von ihm und den englischen Hülfstruppen gemacht hatten, so wenig erfüllte. Bey jeder Gelegenheit äußerte sich die Antipathie der beyden Nationen gegen einander auf die auffallendste Art. Der Nationalcharakter beyder war zu verschieden, als daß eine innige Verbindung zwischen ihnen hätte Statt finden können. Selbst in dem Hasse gegen Spanien traf nur der protestantische Theil der Engländer mit den Niederländern zusammen.

14.

Unglückliches Schicksal der Stadt Neus.

1586.

Wem ist nicht aus der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts, und selbst aus den Dichtungen neuerer Romanciers die Liebe Gebhard Truchses, Churfürsten und Erzbischofs von Cölln, und der schönen Gräfinn Agnes von Mansfeld bekannt? Die mächtige Leidenschaft, welche mit unwiderstehlicher Gewalt über die Herzen der Menschen herrscht, riß den edlen Truchses hin, daß er seine kirchliche Fürstenwürde an den Genuß der schöneren Menschheit wagte. Er vermählte sich 1584 mit der liebenswürdigen Agnes, und versuchte zugleich sich im Besitz des erzbischöflichen Stuhls zu behaupten, und den Protestantismus, welchem er selbst schon gehuldiget hatte, in seinem Staate einzuführen. Aber dieser dreyfache Frevel empörte Rom und das ganze katholische Deutschland; der ketzerische Churfürst ward seiner Würde entsetzt, und das Domcapitel wählte zu seinem Nachfolger den Prinzen Ernst von Bayern, dessen Wahl der Kaiser, der Papst und vorzüglich der spanische Hof begünstigten; der letztere,

weil er es für einen großen Gewinn hielt, einen Fürsten zum Nachbar in den Niederlanden zu haben, der sein Client und der Niederländer Feind war. Aber der neue Churfürst, dem auch die Bisthümer Lüttich, Münster und Hildesheim zu Theil wurden, erfüllte die von ihm gehegten Hoffnungen nicht. Unfähig zu großen und männlichen Thaten, und der gröbern Sinnlichkeit Sclave, die Tage verschlafend und die Nächte in Trunk und Wollust verschwelgend, stand er den Spaniern nur mit seinem Hasse gegen die Niederländer bey.

Der entsetzte Churfürst wollte seinen Rechten und Ansprüchen nicht friedlich entsagen. Darüber entzündete sich ein Krieg zwischen ihm und seinem Nachfolger, in welchen auch die Niederländer und Spanier verwickelt wurden, und der die schrecklichsten Verheerungen über das unglückliche Erzstift verbreitete. Gebhard Truchses suchte Hülfe bey den Generalstaaten und dem Herzog von Zweybrücken. Die ersteren gaben ihm die Versicherung, ihn mit Mannschaft und Geld zu unterstützen, so bald der Zweybrücker ins Feld gerückt seyn werde. Aber Gebhards Angelegenheiten nahmen bald eine so ungünstige Wendung, daß er fliehen mußte. Er suchte Zuflucht in Holland, und erhielt nicht nur zu Delft (1584 Jul.) einen ausgezeichneten Empfang, sondern auch die Bewilligung eines Darlehns zur Verproviantirung der Städte Urdingen und Rheinbergen, welche noch fest auf seiner Seite hielten. Mit Patenten und Bestallungen von ihm versehen, that der Graf von Newenaar, Statthalter von Geldern, mit 1000 Mann einen Einfall in das cöllnische Gebieth, und bemächtigte sich durch einen

Überfall der Stadt Neus (1585 May 12). Sie empfing eine niederländische Besatzung, und Hermann Kloet, ein junger tapferer Niederländer, ward von dem entsetzten Churfürsten zum Befehlshaber des Orts ernannt. Bald erschien auch der rastlose Schenk, mit einer Bestallung des Churfürsten versehen, auf der Bühne dieses neuen Krieges. Er vereinigt sich mit Newenaar und Kloet, und dieses furchtsame Dreyblatt kühner Partisane durchschwärmt von Neus aus das ganze cöllnische Land, und erfüllte es mit Raub und Plünderung. Keine Straße gewährt fortan den Reisenden Sicherheit, denn selbst bis an die Thore von Cölln wagt sich die neuser Besatzung. Aller Verkehr hört auf, und das Land versinkt in Armuth und Noth.

Hier nur einen Zug aus der Physiognomie dieses Räuberkriegs. Kein Reisender wagte sich einzeln aus, nur in zahlreichen Gesellschaften und von Bewaffneten begleitet unternahm man es von einem Orte zum andern zu ziehen. Einst hatte sich in dem benachbarten Jülicherlande eine Menschenmasse von 3000 Köpfen aus allen Ständen, Edelleute, Kaufleute, Handwerker, Bauern, Weiber und Kinder vereinigt, unter einer Bedeckung von 150 jülichschen Soldaten nach dem cöllnischen Markte zu reisen. Diese zahlreiche Karavane hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Wagen und Karren mit Waaren aller Art befrachtet. Als sie in der Gegend von Junkersdorf, eine halbe Meile von Cölln ankam, ward sie plötzlich von einer starken Bande Bewaffneter angefallen. Die Räuber, — man hat nie erfahren, ob es Soldaten des Erzstifts oder Niederländer waren, — zersprengten zuerst die Be-

deckung, schossen die übrigen wehrhaften Männer nieder, oder jagten sie davon, und warfen sich dann über den wehrlosen Haufen her. Alle, die sich nicht mit der Flucht retten konnten, Edle und Bauern, Greise und Mädchen, selbst Schwangere und Kinder wurden ermordet. Mehr als 300 Menschen verloren das Leben; die übrigen flüchteten größten Theils nach Cölln, wo man sich der Unglücklichen mit vieler Menschlichkeit annahm. Die Waaren, welche sich im Gefolge der Karawane befanden, wurden eine Beute der Räuber. Bald nach diesem empörenden Vorfall, der bittere Klagen veranlaßte, aber ungeahndet blieb, steckte die neuser Besatzung mehrere cöllnische Dörfer in Brand.

So viel wiederhohlte Gewaltthaten, welche endlich den Ruin des ganzen Landes herbeyführen mußten, weckten endlich den regierenden Churfürsten aus seiner Apathie. Er wandte sich an den Herzog von Parma, und bath ihn um die Wiedereroberung der Stadt Neus, weil aus dieser Poliphemos-Höhle sich alle jene Gräuel und Verwüstungen über das Land ergossen. Der Herzog gewährte mit Freuden dem Churfürsten seine Bitte; denn es konnte ihm nicht gleichgültig seyn, einen so festen Platz in den Händen seiner Feinde zu sehen, und wir wissen, daß er gleich nach der Eroberung Venloo's dahin aufbrach. Del Vasto mit der Reiterey machte den Vortrab, und berennte die Stadt. Ihm folgte das Hauptcorps, 16000 Mann stark, unter Varambon, Carl und Octavian Mansfeld, Aremberg, Manriquez, Lara, Liques, Capisucci und Gaston Spinola, und am 10. des Heumonaths 1586 weheten die spanischen Fahnen an den Ufern des Rheins.

Neus liegt auf der linken Seite dieses Stroms zwischen Cölln und Urdingen. Wie die meisten Städte am Rhein, ist sie eines sehr alten Ursprungs, welcher sich in den Zeiten der Römer verliert. Sie ist von geringem Umfange, genoß aber damahls eines hohen Wohlstandes, war durch doppelte Gräben und Mauern und selbst durch ihre Lage gegen feindliche Angriffe geschützt, und hatte im funfzehnten Jahrhundert eilf Monathe der ganzen Macht Carl des Kühnen von Burgund tapfer widerstanden. Der Hauptstrom des Rheins fließt in einiger Entfernung von der Stadt, aber er streckt einen Arm bis an ihre Mauern, und bildet dadurch im Angesichte derselben eine kleine Insel, der Werth genannt. Außerdem umfließt auf der Landseite der kleine Fluß Erft die Stadt. Hermann Kloet, entschlossen, den ihm anvertrauten Platz auf das tapferste zu vertheidigen, ließ auf die erste Nachricht von der ihm bevorstehenden Belagerung Mauern, Bollwerke und Thürme ausbessern, und auf dem Werth, der schwächsten Seite der Stadt, zwey neue Schanzen anlegen, wobey jedermann, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, Hand anlegen mußte. So vorbereitet, mit Lebensmitteln und andern Vorräthen hinreichend versehen, und eine bewaffnete Macht von 2000 Köpfen zu seiner Disposition, sieht Kloet ruhig vor seinen Mauern die feindlichen Colonnen sich entwickeln.

Des Herzogs erstes Geschäft war, die Stadt durch einen engen Cordon zu umschließen. Zu dem Ende lagerte sich das spanische Regiment Bobadilla vor dem Rheinthore; daneben, vor dem Niederthore, faßte Mondragone's Regiment alte Spanier Posto; diesem

zunächst schlugen das spanische Regiment Aquila, die italiänischen Capisucci und Spinola, das deutsche Manriquez, das wallonische Bonniquet und Varambons Burgunder ihr Lager auf; das Intervall zwischen den Italiänern und Burgundern, und die Ufer der Erft besetzten das deutsche Regiment Aremberg und Liques und Otavio Mansfeld Wallonen. Im Rücken von Aquilas und Capisucci's Postirungen ward der Artilleriepark unter Carl Mansfeld etablirt, und hinter diesem lagerte sich die Reiterey unter del Vasto. Der Herzog nahm sein Hauptquartier in dem halb zerstörten Kloster Val de Grace. Die nöthigen Bedürfnisse kamen den Rhein herab von Cölln.

Die spanische, durch Graben und Brustwehren verbundene Postenkette umschlang die ganze Stadt bis auf den Theil, wo der Werth lag. Um den Cordon schließen zu können, bereiteten die Belagernden einen Angriff auf diese Insel; aber die Belagerten warteten ihn nicht ab, sondern räumten die Insel mit ihren Schanzen, weil sie solche nicht behaupten zu können glaubten, worauf der Hauptmann Juan Ciaccone mit 100 Mann vom Regimente Bobadilla vorläufig Besitz davon nahm. Während der Nacht thaten die Belagerten einen Ausfall, tödteten einen Theil der Spanier, nahmen den Überrest gefangen, und kehrten dann wieder nach der Stadt zurück; die Insel aber ward jetzt von den Belagernden mit einem stärkern Detaschement besetzt.

Die Letzteren fingen hierauf an, mit großer Thätigkeit an den Laufgraben und Batterien zu arbeiten. Oft wurden sie dabey durch den unternehmenden Kloet

gestört, der sie durch häufige Ausfälle beunruhigte. Einst fällt er mit 300 Mann, bewaffnet mit Helm und Schild, durch eine verborgene Pforte heraus, und durch die Contrescarpe der Aufmerksamkeit der feindlichen Wachen entzogen, steht er plötzlich vor dem italiänischen Quartier. Die Arbeiter sind eben mit Vollendung der Brustwehr beschäftigt, und ihre Bedeckung unter dem Hauptmann Julius Cäsar Grimaldi sieht sich angegriffen, ehe sie die Nähe eines Feindes ahndet. Grimaldi wird verwundet, und Soldaten und Schanzgräber flüchten ins Lager zurück, worauf die Belagerten einen Theil der Brustwehr zerstören. Mehrere feindliche Befehlshaber mit zahlreichen Truppenhaufen eilten jetzt herbey. Kloet zog sich nach der Stadt zurück, und die Feinde, welche ihn zu hitzig verfolgten, geriethen in den Kanonenschuß der Festung, und erlitten einen bedeutenden Verlust.

Indeß langte der regierende Churfürst mit einigen Fahnen Deutschen im Lager an, um der Belagerung beyzuwohnen. Es wurden zwey Angriffspuncte gewählt, einer gegen das Rhein = der andere gegen das Nieder-Thor und die Courtine zwischen beyden; jener ward den Spaniern, dieser den Italiänern übertragen. Vierzehn Feuerschlünde, auf dem Werth aufgepflanzt, waren bestimmt, den vom Rheinbespühlten Theil der Mauern mit ihrem nach dem Strom hervor gedrängten Thurm zu zerschmettern.

Die Arbeiten sind vollendet, die Batterien stehen drohend da, die Geschütze sind aufgepflanzt, alles ist zum Angriff fertig. Da erscheint ein Parlamentär des Herzogs in der Stadt, und biethet ihr Gnade und ei-

ne Capitulation an, wenn sie sich freywillig unterwerfen würde. Die Belagerten schienen nicht abgeneigt zu einer friedlichen Ausgleichung; man schloß einen Waffenstillstand, und beyde Theile ernannten Commissarien, sich über die Bedingungen der Übergabe zu besprechen. Der Herzog selbst begab sich verkleidet ganz nahe an die Mauer, und indem er sich das Ansehen eines Bevollmächtigten des Churfürsten gab, ermahnte er die Belagerten, sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu ergeben. Auf ein Mahl erhob sich ein heftiges Kanonenfeuer aus der Stadt und von den Wällen der Belagerten; die Kugeln sausten umher, und der Herzog gerieth in die größte Gefahr. Weder die Veranlassung zu diesem unerwarteten Bruch des Waffenstillstandes, noch welcher Theil zuerst geschossen habe, konnte ausgemittelt werden. Der Herzog betheuerte feyerlich, daß das Feuern ohne sein Vorwissen und seinen Befehl geschehen sey, und es ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Belagerten, weil sie vielleicht den Herzog erkannt hatten, und durch seinen Tod der Belagerung ein Ende zu machen hofften, den Anfang damit machten. Der Vorfall störte jedoch die Unterhandlung nicht. Nach mancherley Debatten erklärten endlich die Bevollmächtigten der Stadt: Neus sey eine Reichsstadt, und weder dem Könige von Spanien noch dem Churfürsten unterworfen; es sey daher ihre Pflicht, vor Abschluß einer Capitulation die Genehmigung des Kaisers als ihres Oberherrn nachzusuchen, wozu wenigstens eine achttägige Frist erforderlich sey.

Diese Erklärung entrüstete den Herzog; denn es war offenbar, daß man nur Zeit damit gewinnen wollte.

te. Er brach daher die Unterhandlung, welche sechs und dreyßig Stunden gedauert hatte, plötzlich ab, und gab Befehl, mit Anbruch des nächsten Tages (25. Jul.), welches der Nahmenstag des heiligen Jacobs, des Schutzpatrons von Spanien, war, den Anfang mit Beschießung der Stadt zu machen. Die Nacht ward im Lager mit religiösen Feyerlichkeiten dem Apostel zu Ehren zugebracht; in der Stadt soll man während derselben, auf Antrieb einiger fanatischen Calvinisten, zwey spanische Gefangene auf öffentlichem Markte verbrannt haben. Diese Barbarey, deren nur Strada erwähnt, ist wahrscheinlich eine Erdichtung, die man erfand, entweder um die Rachgier der Soldaten zu entflammen, oder zur Entschuldigung der bey Eroberung der Stadt verübten Gräuel.

Dreyßig Feuerschlünde donnern mit Anbruch des Tags auf die Stadt. Mehr als dreytausend Schüsse geschahen, und bald waren zwey Breschen am Rhein- und Nieder-Thore in die Mauer gewühlt. Sie wurden untersucht, und ersteigbar gefunden. Unter dem Geschrey: Diego, Diego! griffen die Spanier das Rheinthor an, während die italiänischen Regimenter das Nieder-Thor bestürmten. Cäsar Guidiccio war der erste Italiäner auf der Mauer, und Alfonso de Mesa, aus Cadix gebürtig, pflanzte zuerst die spanische Fahne auf den Thurm am Rhein-Thor. Beyde Braven wurden reichlich belohnt.

Die Stürmenden, nach Ersteigung der äußeren Mauer, warfen eilend eine Brustwehr aus Faschinen, Schanzkörben und Erdsäcken auf, und besetzten sie mit einigen Feldstücken, um sich in dem er-

oberten Posten zu behaupten. Voll kriegerischer Ungeduld fordern sie ihre Befehlshaber auf, sie sogleich zum Angriff der inneren Mauer zu führen. Aber der Herzog verboth, den Graben zwischen beyden Mauern zu überschreiten, weil der Abend schon angebrochen war. Die Nacht verging in Unruhe und Getümmel. Beyde Mauern waren mit Kriegern, Belagernden und Belagerten bedeckt. Man hörte sich, ohne einander zu sehen, als nur zuweilen auf Augenblicke beym Schimmer der Kanonenblitze und Kunstfeuer. Niemand schlief; Freunde und Feinde durchwachten diese schauervolle Nacht, die einen voll Hoffnung, die andern von bangen Besorgnissen gequält.

Auch der tapfere Hermann Kloet war auf. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich des verlornen Rheinthurms wieder zu bemächtigen. In der größten Stille, unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels zog er an der Spitze von 500 Kriegern und einer Anzahl Schanzgräber zu der Unternehmung aus. Aber das Glück begünstigte ihn nicht; er ward zu früh, durch das künstliche Licht der von Zeit zu Zeit von den Belagerten abgeschossenen brennenden Pfeile entdeckt, und mit einem Hagel von Kugeln und Steinen überschüttet. Ein heftiges Gefecht erhob sich. Kloet erhielt eine gefährliche Wunde. Der größte Theil seiner Leute ward aufgerieben, und die wenigen, welche dem Blutbade entrannen, kehrten mit ihrem verwundeten Befehlshaber in die Stadt zurück.

Der Tag brach an, und der Donner des Geschützes rollte von neuem. Die Belagerer brannten vor ungeduldigem Verlangen, auch die zweyte Mauer zu

stürmen. Fanatismus und Habsucht entflammten gleich mächtig ihre Streitlust. Sie wollten Rache üben an den verruchten Ketzern, welche sich einer rechtgläubigen Stadt bemächtiget, und die Bekenner der wahren Religion daraus vertrieben hatten, und die großen Waarenniederlagen in der Stadt reitzten ihren Durst nach Beute. Die Belagerten, welche an der Erhaltung der Stadt verzweifelten, sandten eine Deputation an den feindlichen Feldherrn und bothen eine Capitulation an; aber sie ward mit der Antwort zurückgewiesen: die Zeit der Gnade sey jetzt vorbey! Dennoch wagten es andere, sich an das Nieder-Thor zu stellen und von dort herüber zu rufen: sie wären bereit, die Stadt zu übergeben. Die Antwort der Italiäner war ein wildes Hohngelächter. Aber Silvio Piccolomini stellte dem Herzog vor: er möchte den Antrag nicht zurückweisen, um die Stadt für den Churfürsten zu schonen und die darin aufgehäuften Wein- und Getreide-Vorräthe zu retten. Indem sich der Herzog noch darüber bedenkt, dringen plötzlich die ungeduldig harrenden Spanier und Italiäner, besorgt, ihren Raub durch längeres Verweilen zu verlieren, am Rhein- und Nieder-Thore über die Mauern in die Stadt. Alles was den Wüthenden in die Hände fällt, wehrlos oder bewaffnet, wird ohne Unterschied niedergehauen. Bürger und Soldaten leiden dasselbe Schicksal, und selbst Weiber und Kinder wären nicht verschont worden, hätte man sie nicht auf Befehl des Herzogs in die Kirchen geschafft. Alle Straßen und Plätze waren mit Todten und Sterbenden bedeckt. Die Spanier schrien, es müsse kein männlicher Ein-

wohner das Leben behalten. Viele der Verfolgten warfen sich über die Mauer herab, oder flüchteten in das feindliche Lager; aber überall warteten ihrer Verstümmelung und Tod. Von fast 2000 wehrhaften Männern waren bald nur 300 noch übrig. Diese flohen in einen Thurm über dem Thore, vor welchem das Lager der Burgunder stand. Vom Schrecken gelähmt, muthlos und ohne Hoffnung, sich in diesem Posten behaupten zu können, erbothen sie sich zur Übergabe; aber die Sieger wollten von keinen Bedingungen hören. Da eilen die Unglücklichen voll Verzweiflung heraus, werfen die Waffen weg, und bitten knieend um ihr Leben. Weder ihre Wehrlosigkeit noch ihr Bitten rührten die mordsüchtigen spanischen Tieger. Den Ketzern kein Erbarmen! mit dieser Losung wurden sie niedergesäbelt. Vergebens versuchten der Churfürst und mehrere Befehlshaber, einige dieser Unglücklichen davon zu führen und zu retten; Soldaten, Troßjungen und Marketender eilten ihnen nach, und durchbohrten sie fast in den Armen ihrer Beschützer.

Während dieser Mordscenen, welche an die Grausamkeiten und Barbareyen der ersten Zeiten dieses Kriegs erinnern, und mit der oft geäußerten Humanität des Herzogs von Parma sehr stark contrastiren, ward ein Hauptmann mit einigen Soldaten nach des Befehlshabers Kloets Wohnung gesandt, welcher krank an seiner Wunde lag. Sie kündigten ihm an, daß er sterben müsse, weil er den Waffenstillstand gebrochen, und das Leben des Herzogs von Parma in Gefahr gesetzt habe. Vergebens fordert er, nach Kriegsgebrauch behandelt zu werden. Die Henker achten nicht auf

seine Vorstellungen, erdrosseln ihn in Gegenwart seiner jungen liebenswürdigen Gattinn, und hängen den Leichnam vor das Fenster heraus. Der Churfürst selbst, sagt Strada, habe darauf gedrungen, daß er als ein Rebell bestraft werden müsse. Zwey Hauptleute und ein reformirter Prediger, Nahmens Oppenheimer, theilten das Schicksal des Befehlshabers. Die Gattinn des letzteren ward mit einer Bedeckung aus der Stadt gebracht.

Dem Blutbade folgte eine allgemeine Plünderung; die Soldaten theilten Häuser, Straßen und Plätze unter sich, und alles ward durchsucht und ausgeraubt. Unter diesem Geschäft entstand plötzlich im Rheinviertel der Stadt eine heftige Feuersbrunst, deren Veranlassung ungewiß ist, aber wahrscheinlich den Spaniern zur Last fällt. Ein starker Wind verbreitete die Flamme schnell über mehrere Theile der Stadt. Sie wüthete die ganze Nacht unter dem Jammergeschrey der unglücklichen Weiber und Kinder, welche ihr Asyl in den Kirchen verlassen mußten, um nicht unter den Ruinen derselben begraben zu werden, und den plündernden Soldaten in die Hände fielen. Am nächsten Morgen lagen drey Viertheile der Stadt über den Leichnamen ihrer ehemahligen Bewohner in Asche. Auch ein großer Theil der Beute war ein Raub des Feuers geworden.

Der den Flammen entgangene Theil der Stadt, sagt der Geschichtschreiber Strada, hatte seine Rettung dem wunderbaren Schutze eines Heiligen zu verdanken. Nach der ersten Eroberung der Stadt durch den Grafen Newenaar, verbarg ein katholischer

Bürger den Leichnam dieses Heiligen in seinem Hause, um ihn den frevelhaften Händen der Ketzer zu entziehen, welche die Reliquien aufsuchten und verbrannten. An diesem Hause erlosch plötzlich das Feuer. — Dem abergläubigen Mönch kann man dieses Mährchen allenfalls verzeihen; wenn aber der Herzog von Parma in seinem Bericht an den König sagt: die verborgene Hand Gottes habe alle seine Bemühungen, dem gräßlichen Morden der Soldaten und der entsetzlichen Feuersbrunst Einhalt zu thun, vereitelt, um die dem heiligen Quirinus widerfahrne Beleidigung zu rächen, dessen Körper, den Gegenstand der Verehrung so vieler fremden Völker, die Ketzer vor einigen Monathen unter barbarischem Frohlocken verbrannt hätten, so beweist dieß, daß oft selbst vorzügliche Köpfe sich nicht über die Vorurtheile ihres Zeitalters zu erheben vermögen, oder der Herzog wollte durch seinen Bericht die Gräuel entschuldigen, welche seine Eroberung befleckten. Die mit Aschenhaufen und Leichnamen angefüllte Stadt ward dem Churfürsten übergeben.

Der Herzog wollte eine so schnelle und wichtige Eroberung durch eine Feyerlichkeit von ungewöhnlicher Art verherrlichen. Schon vor dem Anfange der Belagerung hatte ihm Papst Sixtus der Fünfte einen geweiheten Hut und Degen gesandt; aber er verschob die Annahme des Geschenks bis nach der Unterwerfung der Stadt, als wolle er sich desselben durch das vergossene Ketzerblut noch würdiger machen. Der Churfürst wünschte, daß die feyerliche Überreichung des päpstlichen Angebindes zu Cölln geschähe; aber der

Herzog, wie Strada sagt, wollte an eben dem Orte, wo er so ritterlich für den Glauben gefochten, auch den Titel und die Insignien eines Vertheidigers desselben annehmen. Er empfing daher im Lager vor Neus (1. August), zwischen dem Churfürsten Ernst von Cölln und dem Herzog Johann von Jülich und Cleve stehend, im Angesichte des ganzen unter den Waffen stehenden Heers und unter dem Donner des Geschützes, aus den Händen des Abts Grimani das päpstliche Geschenk.

Wie wenig der Graf Leicester that, um das unglückliche Neus zu retten, ist schon oben erzählt worden.

15.

Eroberung der Stadt Sluis durch die Spanier.

1 5 8 7.

Die Streitigkeiten der Generalstaaten mit dem Grafen Leicester und die Gährung und Verwirrung, welche sie über alle Provinzen der Union verbreiteten, hinderten die vereinigten Niederländer, sich mit Nachdruck zur Fortsetzung des Kriegs zu rüsten, um ihrem siegreichen Feinde einen kräftigen Widerstand entgegen zu biethen. Zum großen Glück für die Republik war der Herzog von Parma außer Stande, alle die glänzenden Vortheile aus ihrer damahligen unglücklichen Lage zu ziehen, welche ihm unter eigenen günstigeren Umständen sein Genie und seine Thätigkeit, zum unersetzlichen Schaden seiner Gegner, würden haben gewinnen lassen. Er selbst befand sich im Anfange des gegenwärtigen Jahrs in drückender Noth. Theurung, Pest und Hunger hatten die wiedereroberten niederländischen Provinzen verödet. Das Land war entvölkert und verarmt. Es fehlte an Händen zum Ackerbau. Der Krieg hatte mit eiserner Ferse die Felder zertreten, und die Natur selbst durch Mißwachs das allgemeine Elend

vollendet. Jetzt gebrach es an allem, was zum Unterhalt eines Heers im Felde erforderlich ist. Dadurch ward der Herzog verhindert, mit Nachdruck zu handeln, und er konnte nicht eher, als da die nahende Ernte neue Vorräthe versprach, ins Feld herausziehen. Doch während er gezwungen die Waffen ruhen ließ, verschaffte ihm die Verrätherey einiger Treulosen unter seinen Gegnern mehrere, nicht unwichtige Eroberungen.

Marchand, ein Franzose, Befehlshaber des Schlosses Wouw bey Bergenopzoom, der englische Oberst Stanlei, Gouverneur von Deventer, Roland York (Jan. 1587.), dem die Schanze bey Zütphen anvertraut war, und der Schotte Payton, der als Schenkens Verweser den Oberbefehl in der Stadt Geldern führte, verriethen und verkauften nach einander diese Plätze an die Spanier. Die ehrlosen Verräther empfingen ihre Bezahlung, aber Schande und Verachtung, selbst bey den Feinden, waren ihr gerechter Lohn.

Im May zog der Herzog von Parma seine Kriegsvölker bey Brügge zusammen. Seine Absicht war anfangs, Ostende, welches von den Engländern besetzt war, zu belagern; da die Besatzung aber ansehnliche Verstärkungen erhielt, änderte er seinen Plan, und beschloß, seine Waffen vor Sluis zu tragen, dessen Besatzung die flandrischen Küsten durch unaufhörliche Streifzüge beunruhigte. Am achten des Brachmonaths begab er sich mit sieben Banden Reiter von Brüssel über Alost und Gent nach Brügge, und indem er durch eine Bewegung gegen die Velau, wodurch er Holland zu bedrohen scheint, den Feind über seine

wahre Absicht zu täuschen scheint, befiehlt er dem Grafen Mansfeld das Schloß Blankenberg zwischen Ostende und Sluis anzugreifen, und tritt bald darauf den Marsch nach dem letzteren Orte an. Lamotte stand mit 2000 Mann bey Damme, ein anderer Theil des Heers war unter del Vasto detaschirt; der Überrest befand sich unter Hautepenne am Rhein, oder war in die festen Plätze der eroberten Provinzen vertheilt.

Von den fünf flandrischen Hafenplätzen liegt Sluis am weitesten vom Seegestade entfernt, an einem Arm, den das Meer ins Land streckt und der einen so geräumigen Hafen bildet, daß ehemahls wohl 500 Schiffe darin Platz fanden. Diese Bucht theilt sich oberhalb der Stadt gegen Isendik und Katsand in zwey Arme, welche wieder in mehrere Canäle ausströmen, und dadurch eine große Anzahl Inseln bilden. Diese Umgebungen der Stadt, ein starkes Castell vor dem Brügger Thore, und mehrere vor und zwischen den Canälen aufgeworfene Schanzen machen sie dem andringenden Feinde fast unzugänglich. Anton Gronefels war Befehlshaber, und die Besatzung bestand aus 800 Mann. Als sich die Nachricht von dem Vorhaben des Herzogs von Parma, die Stadt zu belagern, verbreitete, schrieb der Befehlshaber sogleich um Proviant, Munition und Verstärkung nach Bergenopzoom und Seeland. Der erste Transport der ihm zugesandten Hülfe langte auch glücklich an, aber der nachfolgende mußte wieder umkehren, weil der Feind schon den Hafen beherrschte. Die Besatzung bestand nach der erhaltenen Verstärkung aus 1600 Engländern und Niederländern.

Der Herzog von Parma und La Motte waren zu gleicher Zeit (7. Jun.), jener über Ardenburg, und dieser von Damme her gegen Sluis vorgedrungen. La Motte bemächtigte sich der Annenschanze und setzte sich am westlichen Ufer des Meerarms fest; der Herzog aber verbreitete seine spanischen, italiänischen und deutschen Truppen über die Inseln Oostburg und Katsand, ein Manöver, welches wegen der mäandrischen Windungen der Kanäle, über welche die Truppen setzen mußten, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Doch die Standhaftigkeit des Herzogs überwand alle Hindernisse; die Schanzen auf Katsand wurden erobert und auch die östliche Seite des Meerarms besetzt, wodurch die Stadt die Gemeinschaft mit der See und die Hoffnung auf fernere Zufuhr von dorther entzogen ward. Alle Zugänge von der Land- und Seeseite wurden von den Belagerern durch angelegte Schanzen gesperrt.

Auf einer Insel im Südwesten der Stadt hatten die Belagerten ein starkes Fort angelegt, welches durch 500 Mann besetzt und vermittelst einer Brücke mit der Stadt verbunden war. In einiger Entfernung von diesem Fort lag ein anderes Außenwerk, dessen Brustwehren aus Fässern, mit Erde gefüllt bestanden, weil die Errichtung gewöhnlicher Erdwälle wegen des feuchten Bodens höchst schwierig war. Diese Tonnenwerke nannte man Tonnelaten, und machte in der Folge noch bey mehreren Gelegenheiten davon Gebrauch.

Von den eben erwähnten Schanzen aus thaten die Belagerten häufige Ausfälle, welche oft sehr blutige Gefechte veranlaßten, wobey sich von jenen die

tapfern Brüder, Niclas und Adolf Meetkerken, und die Engländer, Franz Veere und Roger Williams, vorzüglich auszeichneten. Nach einem heftigen Kampfe, welcher La Motte einen Arm kostete, eroberten die Belagernden die Tonnelaten. Auch der Hafenschanze bemächtigten sie sich nach tapferer Gegenwehr. Bey dem Angriff auf die letztere lehrte die Noth, diese fruchtbare Mutter aller neuen Erfindungen, ein noch nie gebrauchtes Mittel anwenden, um die sonst gewöhnlichen Approschen zu ersetzen, welche der feuchte Boden, der schon mit anderthalb Fuß Tiefe Wasser gab, nicht zuließ. Man erfand eine Art hölzerner, zwölf Fuß langer und drey Fuß breiter Kasten, welche Räder wie Wagen hatten, mit Schießlöchern für die Musketen versehen, und durch Sandsäcke schußfrey gemacht waren. Sie wurden auf Kähnen nach der Insel herüber geschafft, und dort aufgestellt; und durch diese bewegliche Brustwehr gedeckt, näherten sich die Belagerer der Schanze. Kurz vor Eroberung derselben hatte sich auch das Fort Blankenberg dem Grafen Mansfeld ergeben, wodurch Sluis die Gemeinschaft mit Ostende verlor.

Indeß der Herzog von Parma die Belagerung von Sluis betrieb, waren auch die Niederländer ins Feld gerückt. Moriz und Hohenlohe fielen in Brabant ein, brandschatzten und plünderten mehrere Städte und Dörfer, und wandten sich darauf nach Herzogenbusch, um diesen mit Lebensmitteln schlecht versehenen Ort zu belagern. Aber Hautepenne, der sich mit 42 Fahnen Fußvolks und 25 Banden Reiter bey Bortel setzte, verhinderte sie, ihr Vorhaben auszu-

führen. Moriz ging hierauf mit Norris, Schenk und einigem Kriegsvolk nach Seeland, wo er zu Leicester stieß, der eben aus England zurückgekehrt, und mit einigen tausend Mann frischer Truppen zu Vliessingen (6. Jul.) ans Land gestiegen war. Hohenlohe blieb mit einem Corps bey Herzogenbusch zurück, und griff das Fort bey Engelen an, welches zwischen der Maas und Dise liegt, und für einen Schlüssel zu jener Stadt gehalten wird. Hautepenne eilte sogleich zum Entsatz des Forts herbey, und lieferte dem niederländischen Feldherrn, dessen Stellung im Rücken durch die Dise und in der Front durch eine Brustwehr von Wagen und Karren gedeckt war, ein Treffen. Beyde Theile bothen ihre ganze Kraft und Tapferkeit auf, und der Ausgang des Kampfs war lange zweifelhaft, bis Hautepenne eine tödtliche Wunde empfing, worauf sich die Königlichen zurückzogen. Hautepenne starb einige Tage darauf zu Herzogenbusch an seiner Wunde, und die Spanier verloren an ihm einen tapfern und unternehmenden Befehlshaber. Hohenlohe verdoppelte jezt seine Angriffe auf das Fort, und eroberte es endlich, nachdem auch del Vasto noch einen vergeblichen Versuch zu seinem Entsatze gemacht hatte. Ja er hätte vielleicht selbst Herzogenbusch genommen, wäre er gehörig mit Truppen unterstützt worden. Das Fort Engelen ward in der Folge sehr stark befestiget, und der niederländische Witz erfand für dasselbe den Nahmen Crevecoeur, weil sein Verlust den Spaniern sehr schmerzhaft gewesen seyn soll.

Die Belagerung von Sluis hatte ununterbrochen fortgedauert. Dreyßig Kanonen und acht Colubrinen

beschossen die Stadt. Am Tage des heiligen Jacobs thaten die Belagernden 4000, und während der ganzen Belagerung 17400 Schüsse. Eine 250 Fuß weite Bresche war die Wirkung des heftigen Feuers. Zugleich versuchten die Belagernden durch Untergrabungen und Minen die Mauern darnieder zu stürzen, und die Belagerten wurden durch diese unterirdischen Arbeiten mit einer doppelten Gefahr bedrohet, da die Stadt, vormahls der Stapelplatz aller aus Frankreich nach Deutschland und dem europäischen Norden gehenden Weine, eine ungeheure Menge von Kellern und Gewölben hatte, durch welche sich die Feinde leicht einen Eingang bahnen konnten. Sie bewachten daher die feindlichen Minirer mit der größten Sorgfalt, und nicht selten kam es zu blutigen Gefechten in diesen unterirdischen Revieren. Der Herzog ließ eine fünfhundert Schritt lange Brücke aus platten Fahrzeugen über den Canal zwischen der Stadt und Insel schlagen, und einen Sturm versuchen, der aber tapfer zurückgeschlagen ward.

Der Graf Leicester ermahnte die Belagerten von Zeit zu Zeit durch tröstende Zuschriften zur Standhaftigkeit und Geduld, und stärkte ihren Muth durch die Hoffnung auf einen baldigen Entsatz. Sein gegebenes Wort zu lösen, ging er endlich (29. Jul.) mit 25 Fahnen Fußvolk und 6 Cornetten Reiter an Bord, und segelte nach Ostende. Von hier aus setzte er seine Fahrt nach Sluis fort, und erschien mit sechzig Schiffen vor der Mündung des Hafens, welchen der Herzog von Parma durch eine Schiffsbrücke geschlossen hatte. Leicesters Absicht war, den Eingang zu

forciren, und sich in der Nähe der Hafenschanze vor Anker zu legen. Aber die erfahrensten Seeleute, besonders die Seeländer, behaupteten, man könne hier nichts unternehmen, ohne die Schiffe, wegen Mangel an Tiefe, dem gewissen Untergange auszusetzen. Diese Vorstellungen bewogen den Grafen sein Vorhaben aufzugeben. Er kehrte nach Ostende zurück, schiffte seine Truppen aus, und beschloß nun den Entsatz zu Lande zu versuchen. In dieser Absicht setzte er sich von Ostende aus mit 5000 Engländern und einer großen Anzahl von Freywilligen in Marsch, und ließ die blankenberger Schanze beschießen. Diese zu entsetzen und den Grafen an weiterem Vorrücken zu hindern, brach der Herzog mit einem Theile des Belagerungscorps nach Blankenberg auf, nachdem er dem Marquis von Renthi den Oberbefehl über die Belagerung anvertraut hatte.

Die Belagerten benutzten des Herzogs Abwesenheit und ließen ein dem antwerpischen ähnliches Minenschiff gegen die Hafenbrücke herabschwimmen, um sie zu sprengen. Aber der Marquis von Renthi ließ sogleich die Brücke öffnen das Minenschiff ging durch, und flog auf ohne Schaden zu thun. Eben so wenig gelang ein Versuch der Seeländer, die Brücke in Brand zu stecken. Dagegen bemächtigten sich die Belagerten während der dadurch veranlaßten Unruhe, durch einen überraschenden nächtlichen Angriff, eines feindlichen Werks. Doch ihre Rettung hing allein von den Unternehmungen des Grafen Leicesters ab.

Aber dieser war leider schon wieder nach Ostende zurückgekehrt, nachdem sich seine Heldenthaten auf

eine fruchtlose Beschießung der blankenberger Schanze beschränkt hatten. Die Nachricht von dem Anzuge des Herzogs von Parma schlug seinen Muth zu Boden; er hielt die Macht desselben für zu stark, um es mit ihm aufnehmen zu können, und ohne darüber nähere Untersuchungen anzustellen, räumte er vor seinem berühmten Gegner das Feld. Der letztere kehrte sogleich nach Sluis zurück, und setzte mit verdoppeltem Eifer die Belagerung fort. Das verlorne Werk ward wieder eingenommen, ein Theil des Hauptwalls erobert, und die Anstalten zu einem allgemeinen Sturm gemacht. Aber diesen wartete die Besatzung nicht ab. Sie hatte sich zwey Monathe standhaft vertheidigt. Jetzt war sie bis auf die Hälfte geschmolzen, nur noch mit vier brauchbaren Kanonen versehen, ohne Pulver und ohne alle Aussicht eines Entsatzes. Unter so nachtheiligen Umständen blieb nichts übrig, als dem Feinde einen Vergleich anzubiethen. Der Herzog, welcher hier die Tapferkeit an seinen Feinden ehrte, bewilligte der Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit Geschütz, Munition und Gepäcke (5. August), und mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten und die Kugel im Munde verließ sie die Stadt, welche sie so rühmlich vertheidiget hatte. Sechs Tage vor dem Abschluß der Capitulation hatten sich die sämmtlichen Hauptleute mit dem Befehlshaber feyerlich verbunden, nur unter dieser und keiner andern Bedingung die Stadt zu übergeben, oder sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und Sluis in Brand zu stecken. Die Spanier sollen, nach Strada's höchst unwahrscheinlicher Angabe, nur 250 Mann bey der Belagerung

ver-

verloren haben. Der Herzog verlegte, nach Beendigung derselben, sein Corps in Cantonirungsquartiere, und ging nach Brüssel.

Der Gang des Kriegs erlahmte jetzt, und keiner von beyden Theilen unternahm noch etwas von Wichtigkeit in diesem Jahre. Nur Schenk führte noch am Ende desselben einen kühnen Parteygängerstreich gegen die Stadt Bonn im Erzstifte Cölln aus. Mit einem kleinen Detaschement erscheint er am Abend des 22sten Decembers plötzlich vor der Stadt, läßt während der Nacht in größter Stille eine Petarde an das Rheinthor heften, und als diese um drey Uhr nach Mitternacht das Thor zerschmettert, dringt er mit seiner Mannschaft hinein, überwältigt die Wache, und bemächtigt sich in der ersten allgemeinen Verwirrung der Stadt, welche er im Nahmen des entsetzten Churfürsten in Besitz nimmt. Er ließ sie sogleich in besseren Vertheidigungsstand setzen, und nachdem er vergebens versucht hatte, sie unter den Schutz der Reichsfürsten zu stellen, die seinen Antrag abwiesen, um Spanien nicht zu erzürnen, so beschloß er, seine Eroberung auch ohne fremden Beystand zu behaupten.

16.

Ende der Statthalterschaft des Grafen Leicester.

1588.

Es würde ein trockenes und undankbares Geschäft seyn, den Ursprung und Fortgang des langen Zwists zwischen dem Grafen Leicester und den Repräsentanten der vereinigten Provinzen weitläuftig zu entwickeln und darzustellen. Auch gehört die Erwähnung desselben nur in so weit für dieses Werk, als er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des Kriegs hatte. Es sey daher genug, hier nur einige Hauptmomente von dem Entstehen jener Streitigkeiten, von den Erscheinungen, welche sie begleiteten, und von ihren Folgen anzuführen.

Der geheime Zweck des Grafen bey allen seinen öffentlichen Handlungen während seines Aufenthalts in den vereinigten Niederlanden war kein anderer, als seiner Monarchinn oder vielmehr sich selbst unter ihrem Nahmen die Souveränität über die Provinzen zu verschaffen. Stolz auf die Gunst der Königinn, und unbekannt mit dem republikanischen Geiste, welcher in den Niederländern waltete, hielt er es der Mühe nicht werth auf die Staaten Rücksicht zu neh-

men; er durchbrach die ihm gesteckten weiten Schranken ohne auf ihre Vorstellungen zu achten, und jeder Schritt, den ihn sein unbesonnener Ehrgeitz thun ließ, war entweder eine Verletzung des Nationalinteresses, oder ein verhaßter Eingriff in die Rechte der Staaten. Vielleicht waren es die Niederländer selbst, die in dem Kopfe ihres neuen Statthalters die ersten Ideen zu seinen hochfliegenden Planen entwickelten, durch die große Gewalt, welche sie ihm bey Übertragung seiner Würde einräumten. Dem übermüthigen Höfling schien es ein leichtes Unternehmen, sich der Herrschaft über ein Volk zu bemächtigen, welches den Beystand und die Hülfe seiner Monarchinn ansprach, deren Herz er in Händen hatte. Aber er hatte weder den Charakter der Niederländer, noch die Standhaftigkeit und Einsichten ihrer Repräsentanten gewürdigt. Es bothen sich ihm daher bey Verfolgung seines Plans überall große und nicht geahndete Schwierigkeiten entgegen; und ob es ihm gleich gelang, das Land, dessen Beschützer zu seyn, sein ehrenvoller Beruf war, mit Verwirrung und Zwietracht zu erfüllen und an den Rand des Verderbens zu stürzen, so mußte er doch zuletzt alle seine Entwürfe scheitern sehen, und war gezwungen einen Schauplatz zu verlassen, auf welchem er eine kurze und unrühmliche Rolle gespielt hatte.

In den vereinigten Niederlanden, wie in jedem Freystaate, gab es mehrere Parteyen mit demokratischen und aristokratischen Grundsätzen, von denen die einen die Rechte und das Ansehen der Staaten zu behaupten, und die andern es zu vermindern strebten. Besonders war Utrecht der Sitz einer zahlreichen Rotte

unruhiger Köpfe, welche die Staaten haßten, und größten Theils aus egoistischen Motiven eine Abänderung der Regierungsverfassung wünschten. An ihrer Spitze standen Jacob Reingoud, Gerhard von Prouning und Daniel de Bourggraf, drey berüchtigte Demagogen. Sie schlossen sich mit zuvorkommender Bereitwilligkeit dem Grafen von Leicester an, der seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Utrecht nahm, weil Holland und Seeland durch die Wahl des Prinzen Moriz zum Statthalter seinen Unwillen erregt hatten, und erwarben bald sein volles Zutrauen; und indem sie durch Schmeicheleyen seine Eitelkeit und Herrschsucht bestachen, reitzten sie ihn zu den willkürlichsten Eingriffen in die Verfassung der Nation und die Rechte ihrer Stellvertreter.

Schon die ersten Schritte des neuen Oberstatthalters zeigten den Generalstaaten, was sie von ihm zu erwarten hätten, und bis zu welchem Punct er die ihm verliehene Gewalt auszudehnen gesonnen sey. Er ernannte, ohne ihre Zuziehung und Einwillung, einen neuen Finanzrath zur Verwaltung der Landeseinkünfte, verboth allen Handel mit Spanien und den spanischen Niederlanden, welcher bisher noch Statt fand, mit Frankreich und Deutschland, ohne auf die dringenden Vorstellungen der Generalstaaten zu achten, daß ein solches Verboth die ganze bürgerliche Existenz der Provinzen Holland, Seeland und Friesland, deren nothwendige Bedingung Handel und Schifffahrt wären, schlechterdings vernichten müsse. Er befahl, daß alle den feindlichen Festen nahe liegenden Plätze, aus welchen der Feind Geld und Lebensmittel erpressen

könne, niedergebrannt werden müßten, und endlich ließ er auch Rosenobel und andere Münzen von geringerem Gehalte prägen. Ja er ließ sogar mehrere Personen, welche sich seinen Planen widersetzten, in Verhaft nehmen, und des Landes verweisen, ohne irgend ein gesetzliches, in der Verfassung des Landes gegründetes Verfahren gegen sie zu beobachten. Dabey suchte er sich der Zuneigung des Volks zu bemächtigen, und es den Staaten abgeneigt zu machen, wobey die reingoudsche Partey kräftig mitwirkte. Auch der reformirte Clerus both ihm seine hülfreiche Hand; denn er hatte sich dessen Beyfall durch erhäuchelten Religionseifer erworben, und durch die ihm ertheilte Erlaubniß, zu Dordrecht (1586, Juny 20.) ein Concilium zu halten, und eine neue Kirchenordnung abzufassen.

Aber wenn es ihm auch gelang, den Beyfall einer unbesonnenen Faction, einer zelotischen Clerisey, eines kurzsichtigen Pöbels zu gewinnen, so erregte dagegen sein eigenmächtiges und herrschsüchtiges Verfahren den Unwillen und Verdacht der Staaten und ihrer Anhänger, und jedes echten und unbefangenen Patrioten. Schon der Inhalt der ihm von der Königinn ertheilten geheimen Instruction, sich genaue Kenntnisse von den Staatskräften der vereinigten Provinzen zu verschaffen, hatte den Argwohn der Staaten von Holland und Seeland erregt, und sie verbargen ihm um so sorgfältiger die Hülfsmittel und Kräfte des Landes, je schneller und üppiger diese durch ihren blühenden Handel anwuchsen. Als er aus dem Feldzuge von 1586, worin er den Erwartungen der Nation so wenig entsprochen hatte, zurück gekehrt war, über-

reichten ihm bey seiner Ankunft im Haag die Staaten von Holland, Seeland und Utrecht (November) eine mit großer Freymüthigkeit abgefaßte Vorstellung, welche den Antrag enthielt: daß die englischen Hülfsvölker vollzählig erhalten, und im Beyseyn der Bevollmächtigten der Staaten gemustert, ohne ihr Vorwissen und Genehmigung keine ausländischen Werbungen angestellt, kein Festungsbefehlshaber ernannt und kein Bürger außerhalb seiner Provinz vor Gericht gezogen; das Ansehen und die Vorrechte der Staaten nicht verletzt; die Freyheit der Handlung verstattet; die Marine der Admiralität und dem Prinzen Moriz als Generaladmiral überlassen, und bey allen Landesangelegenheiten die Staaten ohne Zuziehung und Einmischung der Fremden um Rath gefragt würden. — Welchen Eindruck auch der Inhalt dieser Schrift auf den Grafen machen mochte, und wie viel Vorwürfe gegen ihn auch daraus hervorleuchteten; er nahm sie wenigstens dem Anscheine nach ohne Entrüstung auf, und versprach sich darüber mit den Deputirten der Generalstaaten zu besprechen.

Jetzt trat die englisch-demokratische Partey zu Utrecht mit dem Antrage hervor: Stadt und Provinz der souveränen Herrschaft der Königinn von England zu unterwerfen. Auch die übrigen Provinzen wurden von den Anhängern des Grafen zu demselben Schritte eingeladen; und endlich forderte er selbst die Generalstaaten auf: auch Holland und Seeland für die Unterwerfung unter die Oberherrschaft seiner Monarchinn zu stimmen, da Utrecht, Geldern, Oberyssel und Friesland sich bereits dafür erklärt hätten. Die

Antwort der Staaten war: Holland und Seeland würden bereit seyn, der Königinn die Souveränität anzubiethen, wenn sie solche unter billigen Bedingungen annehmen wolle. Dabey blieb es für jetzt in Rücksicht dieser Angelegenheit.

Der Graf hatte beschlossen nach England zu gehen, um der Königinn einen mündlichen Bericht von seinen bisherigen Handlungen in den Niederlanden abzustatten, und neue Verabredungen für die Folge mit ihr zu treffen. Vor seiner Abreise übertrug er dem Staatsrath die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und des Landkriegs, und dem Prinzen Moriz nebst den Admiralitäten die Leitung der Marine. Aber zu eben der Zeit, wo er öffentlich diese Einrichtung traf, machte er geheime Verfügungen, wodurch der Einfluß des Staatsraths eingeschränkt ward.

Während seiner Abwesenheit bestrebten sich seine Anhänger, die Befehlshaber der Provinzen und festen Plätze nach ihren Grundsätzen zu bearbeiten, und ihnen begreiflich zu machen: daß sie allein der Königinn von England durch ihren geleisteten Eid verpflichtet wären. Es wurden insgeheim verschiedene Städte ausgewählt, welche englische oder irländische Besatzung empfangen sollten, und die Geistlichkeit fuhr fort, die Staaten dem Volke verdächtig zu machen. „Nicht aus Patriotismus oder reinem Eifer für das Beste des Vaterlandes, — behaupteten die Mißvergnügten, — sondern aus eigennützigen und herrschsüchtigen Absichten widersetzten sich die Staaten den weisen und gutgemeinten Entwürfen des Statthalters; und die Folge dieser Widerspänstigkeit werde endlich

seyn, daß England seinen Beystand versagen, und die Provinzen ihrem unglücklichen Schicksal überlassen werde." Es ist nicht zu läugnen, daß diese Beschuldigungen bey vielen Eingang fanden, und die Gemüther von ihren Repräsentanten abwendig machten; aber es ereigneten sich auch gerade jetzt einige Vorfälle, die zur Rechtfertigung des Verfahrens der Staaten dienten, und manchen Verblendeten die Augen öffneten. Dieses waren die schon oben angeführten verrätherischen Überlieferungen der Plätze Wouw, Deventer und der Schanze bey Zütphen durch ihre von dem Grafen Leicester ernannten Befehlshaber an die Spanier, und der Einfall eines Geschwaders englischer Reiter in der Provinz Holland, unter dem Vorgeben sich dort den Sold zu hohlen, welchen die Königinn ihnen schuldig sey. Diese Ereignisse veranlaßten großes Aufsehen in allen vereinigten Provinzen; das Volk faßte Argwohn gegen jeden Engländer, und schloß sich aufs neue voll Zutrauen seinen Stellvertretern an. Die Generalstaaten benutzten diese günstige Stimmung und die Abwesenheit des Grafen, um ihre Rechte, die man ihnen zum Theil entrissen hatte, zu reclamiren. Sie widerriefen des Oberstatthalters Verordnung wegen des Handels, und erlaubten die Ausfuhr aller Waaren, mit Ausnahme von Waffen, Schießpulver und Salpeter, und ertheilten dem Prinzen Moriz eine größere Gewalt, wodurch er authorisirt ward, die Besatzungen derjenigen Städte, wo er es für nöthig fände, zu verändern, und alle Befehlshaber aufs neue sich und den Staaten schwören zu lassen. Nach England wurden Deputirte gesandt (Januar 1587.), die Königinn um

Vermehrung ihrer Hülfsvölker und um eine Geldunterstützung zu ersuchen.

Aber Elisabeth empfing die Deputirten mit einem zornigen Gesicht. Der Graf hatte bittere Beschwerden über die Staaten bey ihr geführt, und die entrüstete Fürstinn warf den Deputirten die Undankbarkeit der ersteren in den heftigsten Ausdrücken vor. Die Abgeordneten bewiesen, daß die Staaten ihrerseits die bestehenden Verträge redlich erfüllt hätten; und diese ließen selbst der Königinn und dem Grafen eine Denkschrift überreichen, worin sie sich über die Verletzung ihrer Rechte und der Landesverfassung und über den Verlust der durch seine Befehlshaber an die Spanier verrathenen Plätze beklagten. Dieses Memoire machte keinen Eindruck, und blieb ohne Wirkung. Die niederländischen Deputirten empfingen den Bescheid, daß die englischen Hülfsvölker für jetzt nicht verstärket werden könnten. Der Verwaltung des Grafen wurden dabey die größten Lobsprüche ertheilt, zum Beweise, daß Elisabeth entweder von seinen Handlungen nicht gehörig unterrichtet, oder darüber mit ihm ganz einverstanden war.

Die niederländischen Deputirten kehrten also nach ihrem Vaterlande zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Im Julius 1587 folgte ihnen der Oberstatthalter mit einer Anzahl englischer Ergänzungstruppen, und versuchte den schon oben erwähnten Entsatz der von den Spaniern belagerten Feste Sluis in Flandern. Sein Mangel an Muth und Entschlossenheit veranlaßte das Mißlingen desselben und den Verlust der Stadt; aber er schob die Schuld auf die

Staaten, welche ihn nicht gehörig unterstützt hätten, und drohete nach England zurück zu kehren, und den Niederländern die englische Hülfe ganz zu entziehen. Seine Anhänger benutzten diese Umstände, das Ansehen des Grafen und ihren Einfluß aufs neue zu gründen. Sie sagten dem Volke unaufhörlich vor, daß der Staat ohne Rettung verloren sey, wenn der Graf seine Hand von ihm abzöge; und die Geistlichkeit sandte sogar eine Deputation an ihn mit der Bitte: die Kirche Gottes ihren Widersachern nicht zum Raube zu überlassen. Die Staaten selbst, welche den Verlust ihres ganzen Ansehens oder den Ausbruch eines förmlichen Bürgerkriegs befürchten mußten, bothen gezwungen die Hand zur Versöhnung, und erklärten dem Grafen schriftlich: Es sey nie ihre Absicht gewesen seine Gewalt einzuschränken, und sie wären willig und bereit ihm den schuldigen Gehorsam zu beweisen. Der Graf schien mit dieser Erklärung zufrieden, aber wie wenig es den Partheyen mit der scheinbaren Versöhnung ein Ernst war, zeigte sich nur zu bald.

Von allen öffentlichen Staatsdienern in den vereinigten Niederlanden, haßte der Oberstatthalter keinen mehr als den Prinzen Moriz, den Grafen Hohenlohe und den Advocaten von Holland, Johann von Oldenbarneveld, weil er den Einfluß dieser Männer auf das Volk und im Heere fürchtete. Er hatte deßhalb schon mehr als einen Versuch gemacht, sie in seine Gewalt zu bekommen, aber es gelang ihm nicht, weil Mißtrauen gegen ihn sie vorsichtig machte. Hohenlohe, aufs äußerste wider den Grafen ent-

rüstet, wies jeden Vorschlag zu einer Aussöhnung mit ihm zurück, und weigerte sich schlechterdings unter seinen Befehlen zu stehen. Er hielt nicht nur sich selbst in seinen Vorrechten von dem Grafen gekränkt, sondern auch den Prinzen Moriz und die Staaten von Holland und Seeland, denen er diente. Feyerlich erklärte er, hätte man für diese Kränkungen Genugthuung ertheilt, und der Regierung wieder die alten Formen gegeben, welche sie zu den Zeiten Wilhelms von Oranien gehabt habe, dann wolle er willig seine Ämter niederlegen, und den Dienst des Landes verlassen.

Auch der Oberstatthalter bewies, wie wenig aufrichtig von seiner Seite die Versöhnung mit den Staaten gewesen sey, denn er fuhr fort, das Volk von dem Gehorsam gegen sie abzuziehen. Er berief eine Versammlung derselben nach Dordrecht, und sie erklärten ihm gerade hin; Die hohe Obrigkeit in den vereinigten Niederlanden, wenn die Provinzen keinen Fürsten hätten, wäre beym Adel, der Ritterschaft und den Städten, deren Repräsentanten die Staaten wären, und es sey grundlos, wenn behauptet werde, daß die höchste Gewalt nicht von den Abgeordneten auf dem Lande repräsentirt werde. Auch hätten sich die Stände durch seine Wahl zum General-Gouverneur ihrer Oberherrschaft keineswegeo begeben. Sie reclamirten hierauf mehrere Rechte, die er verletzt oder usurpirt hatte (September 2.), worüber er sich aber nicht erklärte, sondern dagegen den Staaten den Vorschlag zu einem Frieden mit Spanien thun ließ. Dieser Antrag vermehrte ihr Mißtrauen gegen ihn, und beunruhigte

selbst seine Anhänger; denn der Haß gegen Spanien war allen Parteyen gemein, und ein zwanzigjähriger Krieg hatte die Glüth desselben noch nicht abgekühlt. Man fing an Verdacht zu schöpfen, daß die Engländer die vereinigten Niederlande den Spaniern überliefern wollten. Der Graf schwor bey seinem grauen Barte, daß dieser Verdacht ungegründet sey. Vergleicht man aber den Inhalt der Friedensunterhandlungen, welche insgeheim zwischen England und Spanien wenigstens zum Schein angeknüpft wurden, mit der geheimen Instruction des Oberstatthalters, worin es ausdrücklich hieß: er solle eine Aussöhnung mit Spanien in Vorschlag bringen, und wenn die Staaten keine Neigung dazu äußerten, ihnen erklären, daß die Königinn in die Nothwendigkeit gesetzt seyn würde, für sich allein mit dem Herzoge von Parma zu unterhandeln, so scheint es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß die falsche und ränkevolle Elisabeth nicht ganz abgeneigt gewesen sey, auf Kosten der Niederländer ihre langwierigen Streitigkeiten mit Spanien auszugleichen. Es verbreitete sich auch ein Gerücht, daß Leicester dem Herzoge von Parma den Vorschlag gethan habe, die niederländischen Provinzen unter sich zu theilen. Wenigstens versuchte er, wie einst der Herzog von Anjou, sich einiger Städte, unter andern Amsterdams und Enkhuizens zu bemächtigen; aber seine Anschläge mißlangen, denn aus Mißtrauen war alles auf seiner Huth gegen ihn. Man entdeckte zu Leiden eine Verschwörung, die er angesponnen hatte, um die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Prinz Moriz und einige Deputirte der Staaten verhörten selbst die Schul-

digen, und die strafbarsten wurden zu Leiden öffentlich enthauptet (October 25.), obgleich sie sich auf die von dem Grafen Leicester erhaltenen Befehle beriefen. Die Staaten von Holland erklärten bey dieser und andern Gelegenheiten in mehreren zur öffentlichen Publicität gebrachten Schriften: Dem Grafen gebühre keine größere Gewalt, als die Statthalter zu Kaiser Carl des Fünften Zeiten gehabt hätten, und die Staaten allein, welche an der Stelle der ehemahligen Grafen der Provinz wären, besäßen die oberste Gewalt, denn sie repräsentirten die Nation, die der einzige Souverän sey; und nur ihnen komme daher das Recht zu, Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse einzugehen, Gesetze zu geben und Auflagen zu machen.

Man sieht deutlich aus diesen Schritten und Proclamationen, daß es den Staaten gelungen war, sich ein Übergewicht über den Grafen zu verschaffen. Den letztern hatte der blutige Act der Gerechtigkeit zu Leiden heftig erschüttert, und er soll bey der Nachricht davon ausgerufen haben: jetzt sey es Zeit für seinen Kopf zu sorgen. Er sah endlich alle seine Plane scheitern, seine Anhänger selbst in Utrecht und Friesland, wo sie am zahlreichsten waren, in ihrem Eifer gegen ihn erkalten, und alle Umstände mußten ihn überzeugen, daß es ihm nie gelingen werde, sich zum Souverän der Niederlande zu machen. Auch Elisabeth, der ewigen Klagen müde, zog nähere Kundschaft über das Verfahren ihres Statthalters ein, und erhielt bald die vollkommensten Beweise, daß sie keine gute Wahl getroffen habe, und Leicester von allen Menschen am wenigsten zu einer solchen Staatsverwaltung geschickt

sey. Sie rief ihn daher, ohne weitere Erklärung und ohne einen andern an seine Stelle zu setzen, zurück, und erfüllte dadurch seine Wünsche, ein Land zu verlassen, wo sein Ansehen so tief gesunken war.

Von Vliessingen aus nahm er schriftlich Abschied (November 26.) von den Staaten der Provinzen und (December 6.) den Generalstaaten, und ersuchte sie, indem er seinen Thaten eine prunkvolle Lobrede hielt, alles was er für das allgemeine Beste gethan, zu würdigen, und aus dem vortheilhaftesten Gesichtspuncte zu betrachten. Ehe er seine Abreise antrat, ließ er eine Medaille unter seine Anhänger vertheilen, welche auf der rechten Seite sein Bildniß mit der Überschrift: Robertus Comes Licester et in Belg. Gubernator 1587, und auf der Kehrseite eine Heerde weidender Schafe, von denen sich einige zerstreut haben, und eine große englische Dogge, welche sich nach Schafen umsieht, mit den Worten: Non gregem sed ingratos invisus desero! Eine andere Denkmünze, welche bey dieser Gelegenheit erschien, und wie man glaubte auf Veranlassung der Staaten von Seeland ausgeprägt ward, stellte auf der einen Seite eine Affenmutter dar, die ihre Jungen aus übergroßer Zärtlichkeit erdrückt, mit der Umschrift: Libertas ne ita cara ut simiae catuli und auf der Kehrseite einen Mann neben einem Feuer, der indem er dem Rauche zu entfliehen sucht, in die Flammen stürzt, mit der Umschrift: Fugiens fumum incidit in ignem.

Nach der Abreise des Grafen übertrugen die Generalstaaten dem Staatsrath die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte. Die Königinn aber ernannte den

Lord Willoughby zum Befehlshaber der niederländischen Hülfsvölker. Aber obgleich Leicester auf ihren Befehl die Statthalterschaft niedergelegt hatte, ward doch die Urkunde seiner Abdankung bis zum April des folgenden Jahrs zurück gehalten, und während dieser Zeit schwebten die vereinigten Niederlande in größerer Gefahr als je. Der Geist der Unruhe und Ungebundenheit, welchen der Oberstatthalter über die Provinzen verbreitet hatte, lebte auch nach seiner Entfernung fort, und ward von Zeit zu Zeit durch verführerische Schreiben von der Königinn und dem Grafen genährt. So lange die Abdankung des letzteren nicht officiel bestätiget war, konnten die Staaten keine kraftvollen Maßregeln nehmen, und es fehlte an einer executiven Gewalt. Die Anhänger des Grafen, unter welchen die Geistlichen die thätigsten waren, benutzten diese Lage, die öffentlichen Angelegenheiten noch mehr zu verwirren; es äußerten sich hier und dort Gährungen, welche gefährliche Folgen droheten, und an mehreren Orten sogar in offene Empörungen ausbrachen.

Sonoi, bekannt aus den ersten Zeiten der Revolution, Gouverneur von Nordholland, und Leicesters treuester Anhänger, gab das erste Beyspiel des öffentlichen Ungehorsams und der Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Staaten; und um sich gegen ihre Rache zu sichern, zog er sein in mehreren Orten zerstreut liegendes Regiment zusammen. Diese Maßregel aber hatte eine Folge, welche er wahrscheinlich selbst nicht voraus sah. Es fand nähmlich beym niederländischen Militär die Einrichtung Statt,

daß die Soldaten immer nur zwey Drittheile des Soldes bar, und ein Drittheil in Schuldscheinen empfingen, welche nach und nach bezahlt wurden. Jetzt da sich Sonoi's Regiment vereint sah, fordern die Soldaten auf ihre Stärke trotzend, den ganzen noch rückständigen gegen drey Tonnen Goldes betragenden, Sold auf Ein Mahl, und drohen, wenn man sie nicht befriedigen würde, die Dämme zu durchstechen und Holland unter den Wellen zu begraben. Sonoi selbst, der Urheber des Aufstandes, flüchtete sich vor der Wuth der Rebellen nach Medemblik; und die Flamme der Empörung verbreitete sich mit reissender Schnelligkeit, und ergriff die Besatzungen von Gertruidenburg, Heusden, Bergenopzoom und mehreren Städten. Die rebellischen Soldaten setzten ihre Hauptleute ab, und wählten sich andere Befehlshaber. Nie hatten die vereinigten Provinzen in einer größeren Gefahr geschwebt, und die englischen Befehlshaber, weit entfernt den Staaten zur Abwendung derselben die Hand zu biethen, vermehrten sie vielmehr, indem sie die Aufrührer insgeheim begünstigten und zu neuen Ausschweifungen reitzten.

Während dieser allgemeinen Verwirrung ward endlich die Abdankungsurkunde des Grafen den Staaten übergeben (1588, Aprill 1.); die Zügel der Regierung, welche man ihnen zu entreissen gesucht hatte, kamen wieder ungetheilt in ihre Hände, die Gegenparten verlor ihre stärkste Stütze, und die Regierungsform gewann wieder Einheit und Festigkeit. Jetzt ergriffen sie auch kräftige und wirksame Maßregeln zur Stillung des Aufruhrs (Aprill 12.) unter dem

Kriegs=

Kriegsvolk. Die Truppen wurden von ihrem, dem Grafen Leicester geleisteten Eide entbunden; sie empfingen einen dreymonathlichen Sold, und als Sonoi aufs neue Unruhen erregte, ward er seines Dienstes entlassen. Drohungen und Versprechungen brachten nach und nach die aufrührischen Besatzungen zu ihrer Pflicht zurück, nur gegen jene in Gertruidenburg, wo der englische Befehlshaber Wingfield bey dem Aufruhr beharrte, mußten gewaltsame Maßregeln angewandt werden. Prinz Moriz rückte vor die Stadt, und belagerte sie, aber ohne Erfolg; und als der Herzog von Parma ihr ein Truppencorps zu Hülfe sandte, mußte der Prinz die Belagerung aufheben. Nach seiner Entfernung verkauften die Rebellen, auf Wingfields Anrathen, die Stadt an die Spanier für einen funfzehnmonathlichen Sold. Die Staaten erklärten sie und ihre Befehlshaber nahmentlich für dieses Verbrechen des Todes schuldig; die Spanier selbst gaben ihnen den Spottnahmen Kaufleute, und die meisten von ihnen entgingen der verdienten Strafe nicht.

Dieß waren die Folgen des Parteygeistes, der Factionen und der Ehrsucht des Grafen Leicester, welcher während seines zweyjährigen Regiments die Republik dem Untergang nahe brachte. Es war ein Glück für sie, daß der Herzog von Parma damahls zu sehr mit seinen Rüstungen wider England beschäftiget war, um jene inneren Unruhen besser und thätiger benutzen zu können. Elisabeth, ohne Leicesters Stelle wieder zu besetzen, entzog den Niederländern ihren Beystand nicht. Aber wie theuer mußten sie diese Hülfe be-

zahlen! Schon zwey Mahl während eines kurzen Zeitraums hatten sie nun die Erfahrung gemacht, wie gefährlich es einem Staate ist, sich einer fremden Nation in die Arme zu werfen. Ihre Geschichte bestätigt die große Lehre, daß ein bedrängtes Volk nur in sich selbst, und nie bey dem mächtigeren Nachbar seine Rettung suchen muß.

17.

Ansicht des bürgerlichen Zustandes der vereinigten und spanischen Niederlande.

1587 und 1588.

Ein zwanzigjähriger blutiger Krieg und die Stürme innerer Unruhen hatten zwar die vereinigten Niederlande auf das heftigste erschüttert; aber wie verschieden war dennoch ihr bürgerlicher Zustand von jenem, worin sich diejenigen Provinzen befanden, welche gezwungen oder freywillig unter die spanische Herrschaft zurück gekehrt waren. Nie bewirkten der Genius der Freyheit und der freundliche Geist der Toleranz ein größeres Wunder als dort, wo man mit Erstaunen, mitten unter den Ungewittern des Kriegs und der Parteywuth die schönsten Blüthen des Wohlstandes hervor brechen, und täglich üppiger aufblühen sah, während in den letzt genannten Landschaften aus den verarmten Städten, den menschenleeren Dörfern und den verödeten Feldern Despotismus und Unduldsamkeit gräßlich hervor blickten.

Wie in den letzten Zeiten Brabant und Flandern,

so waren Holland und Seeland im Anfange des Kriegs mehrere Jahre der Schauplatz desselben gewesen. Aber dort war jede Spur jenes unglücklichen Zeitraums schon wieder vertilgt, hier schienen sogar die Quellen einer künftigen Regeneration versiegt. Der Handel war vernichtet; Gewerbe und Fabriken lagen darnieder, und diese einst so blühenden und glücklichen Provinzen stellten jetzt ein schreckliches Bild der Armuth und Verwüstung dar. Flandern und Brabant seufzten unter den Geißeln des Mangels und einer unerhörten Theuerung. Krieg und Mißwachs hatten die Ernten hier und in den benachbarten spanischen Provinzen verkümmert, und die vereinigten Provinzen untersagten nicht nur die Ausfuhr des Getreides, sondern ihre Caper schwammen auch an den Mündungen der Elbe, Weser und Ems und an den flandrischen Küsten umher, und hemmten alle Zufuhr in die unterworfenen Provinzen. In Antwerpen galt im Jahre 1587 der Viertel Rocken, etwa 120 Pfund schwer, 20 bis 24 holländische Gulden. Oft sah man jetzt in dieser vor Zeiten so reichen Stadt die rechtlichsten Leute, welche vormahls im Überfluß lebten, des Abends um Almosen bitten. Die ärmeren, um nur ihr Leben zu fristen, waren gezwungen, ihre Zuflucht zu ekelhaften und ungesunden Nahrungsmitteln zu nehmen. Die übrigen Städte stellten ähnliche Scenen dar, und in Brüssel ward sogar einst ein todter Hund verzehrt, den man auf der Gasse fand. Die Folge des Mangels und der ungesunden Nahrung waren Krankheiten, Pest und eine außerordentliche Sterblichkeit. Viele Einwohner ergriffen den Wanderstab, und verließen freywillig ihr

unglückliches Vaterland; andere trieb die Intoleranz der Regierung aus, welche keinem Protestanten den Aufenthalt verstattete. Durch diese freywilligen und gezwungenen Auswanderungen wurden viele große und kleine Städte, besonders Ypern, Kortrik und Brügge entvölkert, und mancher ansehnliche Flecken, worin sonst 2 bis 3000 betriebsame und glückliche Einwohner lebten, stand jetzt ganz verödet da, ein großes menschenleeres Grab, der Aufenthalt der Wölfe, welche in den verlassenen Häusern ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Diese Raubthiere, da es an Menschen zu ihrer Vertilgung fehlte, hatten sich in außerordentlicher Menge eingefunden, und zerrissen Menschen und Vieh. Selbst die Hunde, durch den Mangel an Nahrung wüthend gemacht, veränderten ihre Natur, und verwandelten sich in Raubthiere, strichen in den Feldern umher, fielen Menschen und Vieh an, und zerfleischten und frassen sich unter einander selbst. Im folgenden Jahre fielen die Getreidepreise wegen der ergiebigeren Ernte, und der so sehr verminderten Anzahl der Verzehrer. Aber die ganze Physiognomie des Landes hatte sich verändert. Jetzt fand der trauernde Wanderer öde Steppen mit Dornen und Gesträuch bedeckt, wo vormahls üppige Felder und Wiesen prangten. Mancher ausgewanderte Eigenthümer erkannte bey seiner Rückkehr die Stelle nicht wieder, wo einst seine Wohnung gestanden hatte.

Wie verschieden von diesem traurigen Zustande war die Lage der vereinigten Niederlande. Hier herrschte Überfluß an Getreide und andern Bedürfnissen, obgleich die Preise derselben auch sehr ansehnlich waren.

Die See stand ihnen offen, und Schifffahrt, Fischerey und ein ausgebreiteter Handel waren die reichen und unversiegbaren Quellen ihres Unterhalts. Ihre Schiffe schwammen nach England, Schottland, Irrland, Frankreich, Italien, durch den Sund nach den Häfen des baltischen Meers, und selbst nach Spanien und Portugall. In dem einzigen Jahre 1587 segelten über 800 Schiffe von Briel und aus den seeländischen Häfen nach der Ostsee, woher die Provinzen ihr Getreide zogen, und ihre Schifffahrt nach den westlichen Meeren war nicht minder bedeutend. Der indische Handel der Spanier war größten Theils in den Händen der Ausländer, und die spanischen Handelshäuser gaben nur den Nahmen dazu her. Auch die Niederländer hatten großen Antheil an diesem Handel. Ihre Manufacturen und Häringe fanden starken Absatz in Spanien und Portugall, und verschafften ihnen einen vortheilhaften Tuchhandel. Dieser Verkehr ging selbst während der Revolution, und mitten unter den Waffen seinen Gang ungestört fort. Dem Könige und dem spanischen Staatsrath war dieß nicht unbekannt, und es fehlte nicht an Verordnungen dagegen; aber man hielt nicht streng über ihre Befolgung, weil man der Fremden nicht entbehren konnte, und dieser Handel beyden Theilen sehr vortheilhaft war. Wurden von den niederländischen Commissionärs nur gewisse Formalitäten beobachtet, und der Nahme irgend eines hamburger oder lübecker Kaufmanns genannt, so sah man durch die Finger, und stellte keine genauere Untersuchung an. Zu der Zeit aber, als der König seiner Oberherrschaft über die Provinzen förmlich entsetzt ward, fürchteten die

Niederländer, daß ihre Schiffe und Waaren in Spanien und Portugall confiscirt werden möchten. Die Staaten von Holland und Seeland verbothen daher allen unmittelbaren Verkehr mit jenen beyden Ländern, und die Schiffe, welche ihren Lauf westwärts nahmen, wurden angewiesen, nur nach England und bis an die äußersten Grenzen Frankreichs zu segeln, von wo sie ihre Ladungen in fremden Schiffen nach Spanien und Portugall spediren, und dagegen die Producte jener Länder zurückkommen lassen, und nach Hause führen durften. Die Generalstaaten faßten in der Folge einen gleichen Beschluß, und so vermochten selbst Krieg und ein glühender Nationalhaß das Band nicht zu zerreissen, durch welches der Handel entfernte Völker vereiniget.

Eine kleine Störung erlitt im Jahre 1587 der Ostseehandel durch einen Zwist, welcher sich zwischen dem Könige von Dänemark und den Generalstaaten erhob. Eine niederländische Streifpartey von Bergenopzoom hatte zwischen Brüssel und Namur einen jungen dänischen Edelmann, Nahmens Cajus Ranzau, aufgehoben, der im Nahmen seines Hofes am spanischen Hofe Vorschläge zur Erhaltung des Friedens mit England gethan, und vor kurzem auch mit dem Herzog von Parma über diesen Gegenstand unterhandelt hatte. Die Soldaten durchsuchten sein Gepäck, und fanden darin einige das Friedensgeschäft betreffende Schreiben des Königs von Spanien und des Herzogs von Parma, worauf ihn der Befehlshaber nach dem Haag sandte. Die Staaten setzten ihn sogleich wieder in Freyheit, gaben ihm seine Papiere zurück, und ent-

schuldigten den Vorfall am dänischen Hofe mit der Unwissenheit der Kriegsleute. Aber Friedrich der Zweyte, König von Dänemark, nahm die seinem Bevollmächtigten zugefügte Beleidigung so hoch auf, daß er mehr als siebenhundert niederländische Schiffe anhalten ließ, und nicht eher wieder freygab, als bis sie sich durch eine Ranzion von 30000 Thalern gelöst hatten.

Eine ergiebige Quelle des Wohlstandes für die vereinigten Niederlande war auch die ausgebreitete Fischerey, welche sie trieben. Tausende von Menschen beschäftigten sich mit diesem Zweige des Erwerbs, welcher jährlich viele hundert Fahrzeuge an die Küsten von Norwegen, Irrland, Schottland und England zog. Auch der Schiffbau setzte eine Menge Hände in Thätigkeit; denn man rechnete, daß jährlich tausend neue Seeschiffe auf den niederländischen Werften erbauet wurden, ohne diejenigen, welche zu der inländischen Schifffahrt auf den Flüssen und Canälen gebraucht wurden.

Der hohe Wohlstand des Landes und die wichtigen Vorrechte, deren die Bewohner derselben genossen, zogen eine große Anzahl auswärtiger Kaufleute, Fabrikanten, Seiden-, Wollen- und Garn-Weber, Papiermacher und andere nützliche Menschen aus der erwerbenden Classe aus Antwerpen und den übrigen Städten Brabants und Flanderns, größten Theils Protestanten, dahin, welche ihre Handelsverbindungen, Kenntnisse, Reichthümer, ihre Geschicklichkeit und ihren Kunstfleiß mit in ihr neues Vaterland brachten, und dadurch der Industrie einen neuen Schwung

gaben, indem sie zugleich durch ihre Schätze und Fabrikate die Nationalopulenz vermehrten.

In eben dem Verhältniß, als die Volksmenge in den spanischen Niederlanden abnahm, vermehrte sie sich in den vereinigten Provinzen. Die Einwanderung war so stark, daß die Ankömmlinge in Amsterdam und andern holländischen Städten keine Wohnung mehr fanden, und daß die Mauern derselben erweitert und die umliegenden Felder mit Häusern bedeckt werden mußten; ja viele der zahlreichen Ankömmlinge waren gezwungen, aus Mangel eines Obdachs, ihren Aufenthalt auf Schiffen zu nehmen. Der Nationalreichthum zeigte sich dabey in den prachtvollen Gebäuden, welche von Zeit zu Zeit emporstiegen, in den ungeheuern Waarenvorräthen aller Art, und selbst in dem Überfluß an vorräthigen Kriegsbedürfnissen.

So verschieden waren die Folgen des Kriegs in den Niederlanden, daß er in dem einen Theile derselben das ganze bürgerliche Glück der Einwohner zerstörte, den Handel vernichtete, und ihren Wohlstand zertrat, und den andern zu einer Stufe von Wohlhabenheit erhob, die er vorher noch nie erreicht hatte. Dasselbe Element, welchem der eiserne Fleiß der Vorfahren den Boden der nördlichen Provinzen entzogen hatte, und das ihn täglich wieder unter seinen Wellen zu begraben drohete, war die Quelle ihres Reichthums. So lange man ihnen das Meer nicht entziehen konnte, schien ihre Freyheit gesichert, und im äußersten Nothfall gewährte es den Bewohnern dieser Provinzen eine sichere Zuflucht, so wie es ihnen jetzt die Mittel verschaffte, die schweren Abgaben zu be-

zahlen, welche der Krieg und die Vertheidigung des Staats verschlangen, und die so mannigfaltig waren, daß nicht nur Grundstücke und Lebensmittel, sondern selbst Kleider und Personen besteuert wurden.

Die Landmacht, welche die Staaten unterhielten, betrug gegen 18000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, wovon ein großer Theil in den festen Plätzen zerstreut lag. Diese Anzahl war zwar dem zahlreicheren Feinde im offenen Felde nicht gewachsen, aber sie ward durch die Localverhältnisse des Landes begünstiget, und die häufigen Empörungen und Verrätherenen, durch die starken Soldrückstände veranlaßt, hatten bewiesen, daß man sich besser mit wenigen, gut und richtig bezahlten Truppen schützen könne, als durch eine Kriegsmacht, deren Unterhaltung die Kräfte des Staatsvermögens überstieg. Die bewaffnete Marine bestand aus hundert Schiffen, welche theils die feindlichen Häfen und Küsten blockirten, theils die eigene Handlung und Fischerey beschützten, oder Kreuzzüge gegen feindliche Schiffe und Piraten unternahmen. Die Seemacht der Spanier in den Niederlanden war aus Mangel an Fahrzeugen und guten Häfen nur unbedeutend.

Waren gleich Handel und Betriebsamkeit die Hauptbasis des hohen Wohlstandes der vereinigten Niederlande, so hatte doch auch die weise Toleranz der Staaten in Rücksicht des Cultus einen großen Antheil an ihrem blühenden Zustande. Seit dem Beschluß vom Jahre 1583 war die reformirte Religion, wegen der großen Vermehrung ihrer Bekenner, die herrschende in den nördlichen Provinzen.

Auch in Brabant und Flandern zählte damahls der Protestantismus die Mehrzahl der Einwohner zu seinen Bekennern, und an vielen Orten ward auch in diesen Landschaften der katholische Gottesdienst ganz aufgehoben, nach der Wiedereroberung derselben durch den Herzog von Parma aber wieder hergestellt, ohne daß jedoch dabey von Einführung der Inquisition und von den Strafbefehlen wider die Ketzer, diesen großen Veranlassungen zu der Revolution, die Rede war. Den Protestanten ließ man die Wahl, entweder die Provinzen zu räumen, oder den Katholicismus anzunehmen. Die meisten von ihnen wählten das erstere, und nahmen ihren Aufenthalt in den vereinigten Provinzen, wie schon oben bemerkt worden ist.

In den letztgenannten Provinzen übte man eine größere Duldung, die Folge der humanen Gesinnungen des unsterblichen Prinzen von Oranien, welche auf die Staaten übergegangen waren; denn auf der protestantischen Geistlichkeit ruhete keineswegs der Geist der Toleranz. Zwar war den Katholiken die öffentliche Übung ihres Gottesdienstes nicht verstattet, und sie blieben von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, — eine Maßregel vorsichtiger Politik, da die Erfahrung lehrte, daß der größte Theil dieser Glaubensgenossen insgeheim die Partey der Spanier begünstigte, — aber sie wurden nicht aus dem Lande getrieben, wenn sie keine Unruhen erregten; und gegen die Versammlungen anderer Secten bewies man mehr Duldung und Nachsicht, weil man sie für minder gefährlich hielt.

Nach der in den vereinigten Provinzen beste-
henden Verfassung hatte die reformirte Geistlichkeit
gar keinen Antheil an Staatsangelegenheiten. Aber
herrschsüchtig, wie der Clerus aller Secten, fing sie
sogleich an, sich darein zu mischen, als der Graf von
Leicester ihr schmeichelte, um durch ihren Einfluß das
Volk für sich zu gewinnen. Ja die holländischen
Geistlichen, die ärgsten Zeloten von allen, erdreiste-
ten sich sogar, während der Statthalterschaft des
Grafen, den Staaten eine Vorstellung zu überrei-
chen, worin diese ermahnt wurden, die Eintracht zu
erhalten, fernere Zwistigkeiten mit dem Oberstatthal-
ter zu vermeiden, und sich nicht von verderblichen Lei-
denschaften oder Privatinteressen leiten zu lassen. Die
Staaten nahmen diese vorlaute Zudringlichkeit, wie
billig, sehr übel auf, und Oldenbarneveld ertheilte den
Deputirten des Clerus folgenden mündlichen Bescheid:
die Staaten wüßten alles sehr wohl, was in der von
ihnen eingereichten Denkschrift enthalten sey, und noch
mehr als dieses. Das Wohl des Staats sey ihnen
nicht minder theuer, als der Geistlichkeit, und sie
möchten daher nur nach Hause zurückkehren, und den
Staaten die Verwaltung ihrer Geschäfte überlassen.
So wurden die ehrsüchtigen Nachfolger Calvin's erst
mündlich und dann schriftlich in ihre Schranken zu-
rück gewiesen. Zwar machten sie noch öfter Versu-
che, sich in die Staatsverwaltung zu mischen, doch die
Staaten waren zu wachsam und aufgeklärt, und zu
eifersüchtig auf ihre Rechte, um sie ihren Zweck er-
reichen zu lassen.

Jetzt noch einen Blick in das häusliche Leben und

auf den sittlichen Zustand der vereinigten Niederländer. Die alten einfachen Sitten dieser Völker, ihre kräftigen Naturen, ihr gerader schlichter Charakter, ihre Sparsamkeit, Treuherzigkeit und Betriebsamkeit, so wie die Häuslichkeit, Geschäftigkeit und Reinlichkeit ihrer Weiber, welche für treffliche Hausfrauen und Mütter galten, und auch an den Geschäften ihrer Männer sehr thätigen Antheil nahmen, hatten sich von den Vätern auf die nachfolgenden Generationen vererbt. Die meisten Züge dieses Gemähldes waren auch in der gegenwärtigen Periode noch unverändert dieselben, obgleich nach und nach manche fremde Sitte sich einschlich, welche die zurückgekehrten Ausgewanderten und Vertriebenen aus dem Auslande mitbrachten. Der vermehrte Wohlstand des Landes erzeugte einen verfeinerten Lebensgenuß, und erhöhete den Luxus und die Pracht vorzüglich in der Kleidung, in einer verschwenderischen Tafel und in kostbaren Hausgeräthen aller Art. Aber neben dem Luxus blüheten auch die Wissenschaften auf, und die hohen Schulen zu Leiden und Franecker, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, entstanden mitten im Geräusch der Waffen.

So sah man hier, durch eine sonderbare Verkettung der Umstände, den Krieg von allen Erscheinungen begleitet, welche sonst nur einem tiefen und glücklichen Frieden angehören. Und dieses außerordentliche Phänomen war nicht vorübergehend, sondern dauerte fort. Der Handel der vereinigten Provinzen breitete sich immer weiter aus, vermehrte den Reichthum der Nation, und erschien endlich am Ende eines vierzigjährigen Kriegs in seinem höchsten Glanze.

18.

Die unüberwindliche Flotte.

1588.

Vielleicht haben die Geschichtschreiber nicht Unrecht, welche Philipp den Zweyten beschuldigen, daß er die Idee, eine Universalmonarchie zu gründen, gehabt habe. Wenigstens sind die großen Eroberungsplane, denen er sich hingab, ein Beweis, daß seinem Ehrgeitz an der Herrschaft über die weitläuftigen Reiche und Länder, welche unter beyden Hemisphären seinem Zepter gehorchten, nicht genügte. Und wäre es wohl so außerordentlich, wenn sich ein solcher Gedanke in einem Kopfe entwickelt hätte, da die Schmeicheley der Redner und Dichter seines Zeitalters, deren Hyperbeln er nicht ungern sein Ohr lieh, ihn unaufhörlich den Herrn der Welt nannte? Selbst die Ausführung einer so kühnen Idee schien bey seiner Thätigkeit und Unbiegsamkeit, bey seinem fanatischen Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion, und bey einer Macht, vor welcher ganz Europa zitterte, wenigstens nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören; und vielleicht waren es bloß die vereinigten Niederlande, welche durch ihre verwegene Rebellion die Frey=

heit Europa's retteten. Philipps Wunsch, die deutsche Kaiserkrone, selbst auf Kosten seines Oheims Ferdinand des Ersten, auf sein Haupt zu setzen, seine mit der Königinn Maria von England geschlossene Vermählung, die ihm den Weg zur Herrschaft über dieses Königreich bahnen sollte, sein intrigenvolles Spiel in Frankreich, wodurch er dieses schöne Land an sein Haus zu bringen hoffte, und endlich die Eroberung Portugalls, sind hinreichende Beweise, daß die Äußerung jener Schriftsteller von einer Universalmonarchie wohl etwas mehr als eine bloße Chimäre war. Das Glück begünstigte seine kolossalen Plane nicht, vielleicht, weil er sich oft in mehrere Unternehmungen zugleich verwickelte, und dann eine über der andern vernachlässigte, und die leichte Eroberung Portugalls bezahlte er mit dem Verlust eines Drittheils seiner niederländischen Provinzen, zu deren Wiederunterjochung er vergebens den Ertrag seiner indischen Goldminen und den Kern seiner Heere aufopferte.

Nichts schien Philipp dem Zweyten schmerzhafter zu seyn, als die verlorne Hoffnung, England mit seinen übrigen Staaten zu vereinigen, eine Hoffnung, welche er schon damahls nährte, als die bigotte Maria, deren einzige Liebenswürdigkeit in dem Besitz einer Krone bestand, ihm ihre Hand gab. Nach der ersteren Tode warb er um Elisabeth; aber seine Anträge fanden kein Gehör, und nie verzieh der stolzeste Monarch seiner Zeit diese Beleidigung. Elisabeth ward der Gegenstand seines persönlichen Hasses, welcher immer glühender und unversöhnlicher ward, je mehr Veranlassung zum Unwillen ihm ihr

Betragen gab. Elisabeth spielte damahls die Rolle einer Beschützerinn des Protestantismus; Philipp war der eifrigste Katholik in Europa, welcher den Titel eines katholischen Königs, den er führte, allen seinen übrigen hohen Würden weit vorzog. Schon dieses einzige Verhältniß mußte ihn zu einem natürlichen Feinde der Königinn von England machen; auch hatte, so lange sie auf dem Throne saß, immer nur der äußere Schein der Freundschaft zwischen Spanien und ihrem Reiche obgewaltet. Philipp beschloß endlich einen Vertilgungskrieg gegen die ketzerische Königinn, und durch die Eroberung Englands zugleich dem Himmel und seiner Herrschbegierde ein Opfer zu bringen. Dieser Entschluß ward bereits im Jahre 1583 gefaßt, und schon von damahls an bemerkte man in allen spanischen und portugiesischen Seehäfen und in allen spanischen Waffenplätzen eine ungewöhnliche Thätigkeit. Der Herzog von Parma erhielt Befehl, sich genaue Beschreibungen von allen englischen Festungen und Landungsplätzen zu verschaffen, und spanische Emissäre schlichen durch ganz England, um die Einwohner, besonders die Katholiken, zu Empörungen aufzuhetzen. Aber der Schleyer des tiefsten Geheimnisses lag über allen diesen Anstalten.

Die Begünstigung der rebellischen Niederländer, die Unterstützung des Prinzen Anton, Prätendenten von Portugall, die Hinrichtung der Königinn Maria von Schottland (7. Februar 1587.), dieser ewige Schandfleck in Elisabeths Regierung, die Verheerungen des englischen Admirals Drake in den südamerikanischen Besitzungen Spaniens, und endlich die

Auf-

Aufforderungen des Papstes Sixtus des Fünften, welcher die Königinn in den Bann that, und eine Million Kronen zu den Kriegskosten zu bezahlen versprach, so bald die Spanier in England gelandet seyn würden, waren neue und dringende Motive für den König, seine Rüstungen zu beschleunigen. Dennoch ward mitten unter den kriegerischen Anstalten eine geheime Friedensunterhandlung zwischen beyden Höfen eröffnet, welche jedoch nicht viel mehr als eine politische Farce war, wodurch beyde Theile sich nur zu überlisten und Zeit zu gewinnen suchten, weßhalb auch der König von Dänemark, welcher das Vermittlungsgeschäft übernommen hatte, solches gleich wieder aufgab. Die Zurüstungen in den spanischen und portugiesischen Häfen wurden mit überspannter Thätigkeit fortgesetzt. Viele tausend Menschen waren damit beschäftigt. Es werden Schiffe erbaut und zugerichtet, Truppen zusammengezogen, Matrosen ausgehoben, und ungeheure Magazine angelegt. Auch der Herzog von Parma vermehrt sein Kriegsvolk, und läßt zu Antwerpen, Dünkirchen, Niewport und an andern Orten eine Menge flacher Fahrzeuge zimmern, wozu ganze Wälder ausgeholzt werden. Ganz Europa wird aufmerksam, denn der Gegenstand so außerordentlicher Anstrengungen ist noch immer ein Geheimniß; nur Gerüchte sagen, ihre Bestimmung sey, die Unterjochung der Niederlande zu vollenden.

Elisabeth allein täuschte sich über die wahren Absichten ihres unversöhnlichen Feindes nicht; und um den Ausbruch des sie bedrohenden Ungewitters wenigstens so lange als möglich aufzuhalten, sandte sie den

kühnen Weltumsegler Franz Dracke mit einem Geschwader aus (1587.), welcher die Küsten Spaniens und Portugalls verheerte, und im Hafen von Cadix hundert mit Kriegsbedürfnissen und Schiffsmaterialien befrachtete Schiffe verbrannte. Auch wußte sie es durch den Einfluß der englischen Kaufleute dahin zu bringen, daß die Genueser des Königs Wechselbriefe nicht acceptirten, wodurch eine Stockung in den Rüstungen entstand. So gelang es ihr durch Gewalt und List das Auslaufen der Flotte noch ein ganzes Jahr zu verzögern.

Der Streifzug des englischen Admirals unterbrach das Friedensgeschäft nicht, denn Elisabeth erklärte, daß er ohne ihren Befehl gehandelt habe. Ja es ward sogar im folgenden Jahre (April 1588.) zu Bourbourg bey Grevelingen ein förmlicher Friedenscongreß eröffnet, wohin beyde Theile Commissarien sandten, welche dem Anschein nach sehr ernstlich über die Beylegung der Zwistigkeiten handelten. Auch die Generalstaaten wurden zur Theilnahme an den Unterhandlungen eingeladen, aber sie lehnten jeden Antrag dazu ab. Die englischen Deputirten forderten als Präliminärartikel einen allgemeinen Waffenstillstand für England und die Niederlande, Entfernung der fremden Truppen aus den spanischen, und Religionsfreyheit für die vereinigten Provinzen. Die spanischen Commissarien aber wollten den Niederländern so wenig den Stillstand als die übrigen Bedingungen zugestehen. Daß es überhaupt kein Ernst mit diesen Friedensunterhandlungen war, leidet keinen Zweifel; wahrscheinlich aber ists, daß Elisabeth den Frieden,

hätte sie ihn mit Sicherheit erhalten können, einem Kriege vorgezogen haben würde, denn es war kaum glaublich, daß ihre Marine, so viel sie auch während ihrer Regierung zu deren Verbesserung gethan hatte, es mit der Spanischen aufnehmen könne. Doch zu einem dauerhaften Frieden war keine Hoffnung. Sixtus der Fünfte hatte noch ein Mahl den Bannfluch über Elisabeth ausgesprochen, sie ihres Reichs für verlustig erklärt, und dem Könige von Spanien die Vollziehung des Ausspruchs des heiligen Tribunals, die Entthronung der ketzerischen Elisabeth und die Blutrache der rechtgläubigen frommen Maria übertragen. Welche Aufforderung für einen Philipp, den immer gehorsamen Sohn der Kirche, der den Titel eines Beschützers des katholischen Glaubens für den ehrenvollsten in der Welt hielt!

Mit dem Anfange des Frühlings 1588 verdoppelte sich die Thätigkeit in den spanischen Häfen. Man legte die letzte Hand an die Ausrüstung der großen Armada. Nicht minder thätig war in Flandern und Brabant der Herzog von Parma. Er zog ein Heer von 30000 Spaniern, Italiänern, Deutschen, Wallonen und Burgundern zusammen, und eine zahlreiche Jugend aus den edelsten Geschlechtern Spaniens und Italiens fand sich freywillig unter seinen Fahnen ein. Der Transport der zu Antwerpen und an der obern Schelde erbauten Fahrzeuge both, da dieser Strom verschlossen war, unendliche Schwierigkeiten dar. Es mußten mehrere kleine Flüsse ausgegraben und neue Canäle angelegt werden; dennoch überwand endlich der unternehmende, an Hülfsmitteln unerschöpfliche

Geist des Herzogs von Parma alle Schwierigkeiten. Der König erhob ihn zum Chef der ganzen Unternehmung, und der Herzog von Santa Croce, einer der besten und tapfersten Seeleute Spaniens, der sich schon in der großen Seeschlacht bey Lepanto rühmlich ausgezeichnet hatte, ward zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt. Aber Santa Croce, und der tapfere Viceadmiral Herzog von Paliano, starben noch während der Zurüstungen, und Generaladmiral an des ersteren Stelle ward der Herzog von Medina Sidonia, der seinem Vorgänger zwar an Geburt, aber nicht an Verdienst und Talenten glich.

Des Königs Absicht war, den zerschmetternden Schlag unmittelbar auf England herabfallen zu lassen, dessen Fall auch den Sturz der alles Beystandes beraubten Niederlande zur unausbleiblichen Folge haben müsse. Mehrere seiner Feldherren und Minister widerriethen den ganzen Zug. Der Engländer Stanlei schlug eine Landung auf Irland vor, welche wahrscheinlich sehr gefährliche Folgen für England gehabt hätte. Der Herzog von Parma war der Meinung, zuerst die vereinigten Niederlande zu erobern, oder sich wenigstens des Hafens von Vliessingen zu bemächtigen, um bey widrigen Vorfällen einen sichern Zufluchtsort für die Flotte zu haben; eine Idee, die auch den Beyfall des Herzogs von Santa Croce gefunden hatte. Aber alle diese Vorschläge entsprachen der Ungeduld Philipps nicht. Sein Zutrauen auf den glücklichen Erfolg der getroffenen außerordentlichen Anstalten war unerschütterlich; und welche Unglücksfälle sollte er für eine Flotte fürchten, die von

den Schmeichlern schon im voraus durch die Beynahmen der Glücklichen, der Unüberwindlichen, ja sogar der Katholischen ausgezeichnet ward. Es blieb daher bey dem ersten Plane des Königs.

Lange hatte man in England und den Niederlanden keine ungewöhnlichen Besorgnisse über die großen Anstalten der Spanier gehegt. Theils glaubte man, die Bestimmung der Flotte sey keine andere, als die Bedeckung der westindischen Kauffahrer; theils hielt man die schweren Schiffe für unbrauchbar in den englischen Meeren. Die unermeßlichen Rüstungen in den spanischen und portugiesischen Häfen, welche sich jetzt immer mehr ihrer Vollendung näherten, und die Anstalten des Herzogs von Parma auf den flandrischen Küsten ließen endlich den eigentlichen Zweck der weitläuftigen und außerordentlichen Arbeiten und Anstrengungen nicht länger verkennen, und man überzeugte sich, daß das Ungewitter entweder über England oder die Niederlande ausbrechen werde. Jetzt machte man in beyden Ländern nachdrückliche Vertheidigungsanstalten. Elisabeth ließ bey den Staaten um Beystand ansuchen, und sie sagten ihn zu, überzeugt, daß der Untergang Englands auch den ihrigen zur Folge haben werde. Eine Masse von 80000 Streitern wurden zur Bedeckung der Küsten und Häfen in England aufgebothen, und bey Greenwich stellte man ein Reservecorps von 20000 Mann unter dem Oberbefehl des Grafen Leicester auf, der sich nur erst vor kurzem als einen Mann ohne Muth, Energie und Talente documentirt hatte; ein Beweis, wie viel Vorliebe Elisabeth noch immer für ihren alten Günstling hat-

te. Glücklicher Weise waren die Befehlshaber der Flotte besser gewählt. Lord Carl Howard von Effingham, Franz Dracke, Lord Seimour, John Hawkins und Martin Frobisher haben ihre Nahmen in der Geschichte ihres Vaterlandes und der Seekriege verewigt. Die englische Flotte bestand aus 140 Schiffen, kleiner und schwächer als die colossalen spanischen Galeassen und Gallionen, aber leichter, beweglicher und treffliche Segler. Der größte Theil dieser Flotte lag unter Howard und Dracke im Hafen zu Plymouth; ein Geschwader kreuzte unter Seimour vor der Themse, und blockirte vereinigt mit einem niederländischen Hülfsgeschwader die flandrischen Küsten.

Die vereinigten Niederländer strengten ebenfalls alle Kräfte an, sich selbst und ihre Bundesgenossen zu schützen, obgleich die Größe der spanischen Schiffe, für welche die holländischen und seeländischen Küsten unzugänglich waren; sie keinen unmittelbaren Angriff befürchten ließ. Sie rüsteten 90 größere und kleinere Fahrzeuge aus, und hielten sie für jeden Fall in Bereitschaft; 35 Segel unter Justin von Nassau und Henrich Warmond kreuzten vor Dünkirchen, und vereinigten sich in der Folge mit dem englischen Geschwader des Lords Seimour. Die Küsten Hollands und Seelands wurden mit Wachen besetzt, und die Tonnen, Pfähle und Seeleuchten weggenommen. In Holland und England wurden Fast- und Beth-Tage gehalten.

Fünf Jahre hatte Philipp an der Ausrüstung der großen Flotte arbeiten lassen, und Millionen darauf verwendet. Endlich am Ende Mai's 1588 war

man damit zu Stande gekommen. Die ganze Armada bestand aus 4 Galeassen, 64 großen Gallionen, 4 Galeeren und 58 kleineren Fahrzeugen, zusammen aus 130 Segeln. Sie war bemannt mit 30000 Menschen, worunter sich 18000 Soldaten befanden, führte 2630 Stück Geschütz und darunter 1600 metallene Feuerschlünde, und war auf sechs Monathe mit Lebensmitteln und mit unermeßlichen Vorräthen an Municion und andern Kriegsbedürfnissen und Geräthschaften versehen. Die vier gigantischen Galeassen, welche der König von den Venetianern gekauft, hatten schon in der Schlacht von Lepanto Dienste geleistet. Sie übertrafen an Größe um ein Drittheil die größten Galeeren, führten 56 metallene Kanonen und 300 Ruder, alle Masten und Bäume waren mit Tauwerk umflochten, und man hatte nichts versäumt diese schwimmenden Castelle unverletzlich zu machen. Die Gallionen waren ebenfalls von außerordentlicher Größe, und selbst ihre oberen Brustwehren Musketenschußfrey. Die Gallion des Admirals St. Martin hatte außer dessen zahlreichen Gefolge, eine Equipage von 1200 Mann am Bord. General-Admiral war, wie schon vorhin gesagt ist, der Herzog von Medina-Sidonia, und Unter-Admiral D. Martinez de Recalde, ein erfahrner biscajischer Seemann. Das Kriegsvolk befehligten D. Diego von Pimentel, D. Francisco de Toledo, D. Alonzo de Luzon, D. Nicolas de Isla und D. Augustin de Mexia. Eine große Anzahl Freywilliger aus den vornehmsten spanischen und ausländischen Geschlechtern, unter andern der Duque de Pastrano, die Prinzen von Ascoli und Vespasian

Gonzaga, Amadäus von Savoyen, Johann von Medicis, der Markgraf von Burgau, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Östreich und der schönen Philippine Welserin, und selbst ein marokkanischer Prinz schiffte sich mit ein. Unter der Mannschaft befanden sich auch 669 Geistliche, Jesuiten, Kapuziner und von andern Orden, an deren Spitze sich D. Martin Alarcon, Großvicar der Inquisition befand. Dem weiblichen Geschlechte war der Aufenthalt auf den Schiffen bey Todesstrafe untersagt. Die Weiber der Soldaten und die Freudenmädchen folgten der Flotte auf eigenen gemietheten Schiffen, wo sie Besuche von ihren Männern und Liebhabern empfingen. Einige dieser schwimmenden Bordelle wurden durch Stürme an die französische Küste geworfen.

Am 29. May lichtete die ganze Flotte, die größte Armada der neuern Zeit von allen, welche bis dahin auf dem Elemente des Meers erschienen waren, die Anker, verließ den Hafen von Lissabon, und stach in See. Ein spanischer Geschichtschreiber sagt von ihr in einer poetischen Laune: Das Meer habe nicht Raum gehabt, die mächtigen und zahlreichen Schiffe zu fassen. Erst jetzt, nach der Abfahrt der Flotte, ward der Friedenscongreß zu Bourbourg plötzlich aufgehoben, und die Bevollmächtigten eilten nach ihrem Vaterlande. Der letzte schwache Schimmer friedlicher Aussichten erlosch.

Der erste Eintritt der großen Flotte in das Meer war nicht vom Glücke begleitet. Ein heftiger Sturm ergriff und zerstreute sie beym nördlichen spanischen Vorgebirge. Zwar sammelten sich die verschlagenen

Schiffe bald wieder im Hafen zu Corunna, bis auf vier, welche verloren gingen; indeß verzögerte doch dieser Vorfall die Unternehmungen der Flotte um zwey Monath, und gab Veranlassung zu dem, wahrscheinlich durch die Spanier selbst verbreiteten Gerücht, die Flotte sey durch den Sturm ganz unbrauchbar zu der vorgehabten Unternehmung gemacht worden. Der englische Admiral war ausgelaufen, um sie wo möglich in ihrem beschädigten Zustande anzugreifen; aber er kehrte bald wieder nach Plymouth zurück, und Elisabeth befahl aus übertriebener Sparsamkeit, vier der größten Schiffe abzutakeln, und die Matrosen zu entlassen. Dieser übereilte Befehl ward zwar nicht befolgt, aber die Nachrichten von dem gänzlichen Ruin der spanischen Armada wiegten doch die Engländer in einen so sichern Schlummer, daß ihre Flotte noch ruhig im Hafen zu Plymouth lag, als jene schon wieder auf dem Meere schwamm.

Auf des Königs gemessenen Befehl, welcher mit Ungeduld den Erfolg so großer Kosten und Anstrengungen erwartete, hatte sie am 21sten des Heumonaths den Hafen von Corunna verlassen, und ihren Zug gegen England genommen. Langsam in Form eines Halbmondes, der einen Raum von sieben englischen Meilen einnahm, segelte sie dem Canale zu. So wenig waren die Engländer auf ihre Ankunft gefaßt, daß sie die erste Nachricht davon durch einen schottischen Corsaren erhielten. (Jul. 29.) Jetzt eilten sie aus dem Hafen zu kommen, aber der Südwind, welcher gegen die Küste blies, war ihnen zuwider, und nur mit vieler Mühe gelang es dem eng-

lischen Admiral, einen Theil seiner Flotte auf die Rhede hinaus zu legen. Wäre der spanische Oberadmiral ein Mann von Kopf und Entschlossenheit gewesen, so würde der Engländer seine Sorglosigkeit theuer bezahlt haben.

Auf der Höhe von Plymouth eröffnete jener die erhaltene königliche Instruction. Sie geboth ihm: seinen Lauf gerade nach der Meerenge von Calais und Dover zu nehmen, sich so nahe als möglich an die französischen Küsten zu halten, die englische Flotte zu vermeiden und gegen Dünkirchen zu steuern, dort so lange eine strenge Defensive zu beobachten, bis sich der Herzog von Parma mit dem flandrischen Geschwader mit ihm vereiniget habe, worauf der letztere voransegeln, und durch die große Flotte im Rücken gedeckt, eine Landung unternehmen und gerade auf London vorrücken sollte. Ein genommenes Schifferboth gab die Nachricht, daß die englische Flotte noch im Hafen zu Plymouth läge. Da rieth der Viceadmiral D. Martinez de Recalde: diesen günstigen Zufall zu benützen, die feindliche Flotte zu Plymouth anzugreifen und zu Grunde zu richten, dann zu landen und die Stadt zu nehmen, wodurch die Hauptmacht des Feindes auf diesen Punct gezogen und dem Herzog von Parma die Landung an einer andern Stelle erleichtert werden würde. Aber der Oberadmiral verwarf Recalde's Vorschlag, hielt fest an die königlichen Befehle, und segelte ruhig der englischen Flotte vorbey in den Canal.

Der englische Admiral eilte mit einem Theile seiner Flotte der spanischen nach. Es war am 31.

Julius, als er sie ins Gesicht bekam. Er beschoß von weitem die feindlichen Schiffe. Sein Muth wuchs, da er sah, daß die größeren von ihnen, welche schwerfällig und fehlerhaft gebaut waren, sich nur langsam bewegten, und ihr Geschütz zu hoch stand, so daß sie größten Theil in die Luft feuerten. Von jetzt an fielen täglich Gefechte vor, und die runder gebauten und beweglicheren englischen Schiffe näherten sich den feindlichen bis auf Musketenschußweite, und thaten ihnen großen Abbruch durch ihr für jene Zeiten ungewöhnlich schnelles Feuer, wobey sie es nicht an Versuchen fehlen ließen, sich des einen oder andern zu bemächtigen. Die spanische Flotte schloß sich hierauf so eng zusammen, daß die große Gallion von Sevilla, welche von Pedro Valdez befehligt ward, und einen Theil des Schatzes am Bord hatte, ihre Masten verlor, und am folgenden Tage vom Admiral Dracke genommen ward. Am 3ten August fiel eine Windstille ein, welche den großen spanischen Ruderfahrzeugen eine Überlegenheit über die Englischen verschaffte. Die letzteren schossen deßhalb mit Kettenkugeln nach dem Tauwerk der Spanier, und da ihnen die Munition zu fehlen anfing, ließen sie neue Vorräthe vom Lande hohlen, ein Beweis, wie schlecht sie Elisabeths Geitz mit diesem so nothwendigen Material hatte versehen lassen.

Unter immerwährender Begleitung und Verfolgung der Engländer, und sich immer nur auf die strengste Vertheidigung einschränkend, erreichte endlich die spanische Flotte die Höhe von Calais, wo sie sich vor Anker legte. Von hier aus ließ der Herzog von Medina-Sidonia den Herzog von Parma von

seiner Ankunft benachrichtigen und ihm melden, daß er den folgenden Tag bey Grevelingen erscheinen werde, weßhalb der Herzog die Einschiffung seiner Truppen beschleunigen möchte, um sich mit ihm vereinigen zu können. Aber dieser Feldherr befand sich in der größten Verlegenheit. Mit ungeheurer Anstrengung hatte er seine Fahrzeuge aus der obern Schelde nach Dünkirchen, Sluis und Niewport geschafft; die Truppen standen zur Einschiffung bereit, und Graf Mansfeld war zum Befehlshaber in den Niederlanden während des Herzogs Abwesenheit ernannt. Aber Justin von Nassau hatte sich mit 35 Segeln vor Dünkirchen gelegt, und 60 niederländische Schiffe bildeten einen Blockade-Cordon an den flandrischen und seeländischen Küsten, und sperrten alle Häfen. Der Herzog erwiederte daher dem spanischen Admiral: er habe zwar Fahrzeuge zum Übersetzen der Truppen, aber keine Schiffe, die feindliche Flotte, welche seine Häfen einschließe, zu vertreiben; er könne daher, ohne sein Heer dem gewissen Untergang Preis zu geben, nichts unternehmen, bis die große Flotte die niederländische zum Rückzuge von Niewport und Dünkirchen gezwungen habe.

Auf diesen Bericht erhielt die spanische Flotte Befehl, sich näher an das Ufer zu legen. Sie rückte bis auf die Höhe von Dünkirchen vor, wo sie auf der einen Seite die niederländische, und auf der andern die englische zur Seite hatte. Den folgenden Tag (Aug. 7.) fiel eine Windstille ein, und alle drey Flotten lagen einander ruhig im Gesicht. In der nächsten Nacht erhob sich ein frischer Wind. Um Mitternacht läßt der

englische Admiral, um die Spanier von der Höhe von Dünkirchen zu vertreiben, acht Brandschiffe, welche Friedrich Gianibelli, der sich nach der Eroberung Antwerpens in England niederließ, mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen angefüllt hatte, unter Anführung der Hauptleute Young und Prowse, gegen den gedrängtesten Theil der feindlichen Flotte auslaufen. Sie treiben gerade vor dem Winde, und stehen in vollen Flammen. Der Anblick der flammenden Brander ruft den Spaniern das antwerper Minenschiff ins Gedächtniß zurück. Sie schreyen: Antwerper Feuer! Antwerper Feuer! Das tiefe Dunkel der Nacht macht die Scene noch grauenvoller. Ein allgemeiner Schrecken ergreift die ganze Flotte. Jedermann denkt nur auf schleunige Rettung. Einige Schiffe lichten die Anker, andere kappen sie, um schneller der Gefahr zu entgehen, und geben sich Wind und Wellen Preis. In dieser Verwirrung stößt ein Schiff auf das andere, und viele werden beschädigt. Ein heftiges Ungewitter mit Sturm und Donner vermehrt den Schrecken. Die ganze Flotte wird umhergeworfen und zerstreut.

Der anbrechende Tag (August 8.) zeigte dem englischen Admiral die große Verwirrung und Unordnung unter den Feinden. Er beschloß, ihre nachtheilige Lage zu benutzen, und griff sie an in Verbindung mit dem vereinigten Geschwader unter Seimour, Justin von Nassau und Warmond. Um vier Uhr Morgens begann das Treffen, und dauerte den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. Die Spanier, besonders einzelne Schiffe kämpften, mit der größten Tapferkeit, aber

alle Vortheile waren auf der Seite der Engländer. Die spanische Hauptgaleasse verwickelte sich in die Ankertaue eines andern Schiffs, und ward an der sandigen Küste von Calais auf den Strand getrieben. Sie war mit 300 Galeerensclaven und 400 Soldaten besetzt, und hatte den General-Inspector Manriquez am Bord. Einige englische Pinassen und Böthe griffen sie an. Manriquez ward durch den Kopf geschossen. Ein großer Theil der Besatzung warf sich ins Wasser, um sich durch Schwimmen ans Land zu retten, aber die meisten ertranken. Die Engländer erstiegen das Schiff, plünderten es, und gaben den Galeerensclaven die Freyheit. Sie wollten es darauf in Brand stecken, aber der französische Befehlshaber von Calais widersetzte sich, und nahm es für sich selbst in Besitz.

Ein anderes großes biscajisches Schiff sank, nach einem heftigen Gefecht mit dem englischen des Hauptmanns Crosse, in den Abgrund des Meers. Kurz vorher ehe es von den Wellen verschlungen ward, that der Befehlshaber den Vorschlag, es zu übergeben. Darüber gerieth ein anderer Officier in eine solche Wuth, daß er jenen durchstach, aber von dessen Bruder auf der Stelle wieder getödtet ward. Die beyden großen Gallionen St. Philipp und St. Mathäus fochten mit dem englischen Admiralschiff, und wurden gezwungen an der flandrischen Küste zu stranden. Das eine, auf welchem sich D. Diego de Pimentel befand, ward bey Dünkirchen von dem niederländischen Unteradmiral van der Does erobert, und Pimentel sammt allen, die das Leben retteten, gefangen. Van der Does hing einen Wimpel des eroberten Schiffs als Trophäe

in der Hauptkirche zu Leiden auf. Die andere Gallion ward ihrem Schicksal überlassen, und die Mannschaft flüchtete sich auf die Dünen von Blankenberg und Ostende. Die Engländer verloren in dem Kampfe dieses Tages nur ein einziges kleines Schiff und wenig Mannschaft, aber der spanische Admiral fürchtete bey längerer Fortsetzung desselben seine ganze Flotte zu Grunde zu richten. Er hielt einen Kriegsrath, worin beschlossen ward, den Rückzug anzutreten, und ihn wegen des widrigen Nordwestwindes, und, um der englischen Flotte auszuweichen, nicht durch den Canal, sondern nordwärts um Schottland und Irland zu nehmen; ein Beschluß, welcher sich auf keine Weise rechtfertigen läßt, da der Verlust der Spanier nicht so bedeutend war, um deßhalb das ganze Unternehmen aufzugeben, und sich in unbekannte Meere zu wagen.

Der englische Admiral folgte den Feinden nach, und ihre Muthlosigkeit und Furcht vor der langen und gefahrvollen Fahrt war so groß, daß die Engländer vielleicht die ganze Flotte hätten vernichten oder erobern können, hätte es ihnen nicht abermahls an Munition und Proviant gefehlt, und hätten sie den Feind nachdrücklicher verfolgt, welches wahrscheinlich nicht geschah, weil Howard den erlangten Ruhm nicht auf ein ungewisses Spiel wagen wollte. Räthselhaft ist's, daß weder die englische Flotte Irland deckte, noch die Spanier eine Landung auf dieser unbewachten Insel versuchten, die ihnen höchst wahrscheinlich gelungen seyn würde.

Der Herzog von Parma hatte indeß fleißig die Kirchen besucht, und den Heiligen, besonders der wun-

derthätigen Maria zu Hal Gelübde gethan. Die Nachrichten von den widrigen Ereignissen der Flotte setzten ihn ganz außer sich, so daß er einem Wahnsinnigen glich. Jetzt ertheilte er Befehle zum Auslaufen seiner Flotille, und gleich darauf widerrief er sie. Bald bestimmte er den Tag der Abfahrt mit einer solchen Gewißheit, daß er einen Hauptmann, der ihm die damit verknüpfte Gefahr vorstellte, mit eigener Hand erstochen haben soll, bald ward er wieder unentschlossen, und hielt es für unverzeihliche Tollkühnheit, so viel tapfere Soldaten und mit ihnen die Blüthe des katholischen Adels in kleinen schwachen Fahrzeugen den Angriffen der feindlichen Blockadeflotte auszusetzen. Endlich gab er, nach so vielen Befehlen und Gegenbefehlen, sein Vorhaben auf, und ließ auch die zu Niewport schon eingeschifften Truppen wieder ans Land gehen. Er wollte nun erst des Herzogs von Medina-Sidonia fernere Unternehmungen abwarten; denn noch hoffte er auf dessen Zurückkunft, und ließ in dieser Erwartung Anker und Taue verfertigen, um ihn damit zu versehen.

Aber die große Flotte war im vollen Rückzuge begriffen. Man verweigerte ihr an der schottischen Küste die Einnahme von frischem Wasser, weßhalb die auf den Schiffen befindlichen Pferde und Maulthiere über Bort geworfen werden mußten. Verschiedene ganz zerschossene Schiffe wurden von den Wellen verschlungen. Mit fünf und zwanzig Segeln, welche noch einen hinreichenden Wasservorrath hatten steuerte der Oberadmiral auf dem nächsten Wege nach der Bay von Biscaja; die übrigen nahmen ihren Lauf nach der irländi-

schen Küste, um sich dort mit Wasser zu versehen; aber bey den orcadischen Inseln wurden sie von einem heftigen Sturm ergriffen und zerstreut (September 2.). Viele sanken in den Abgrund, und einige tausend Menschen fanden ihr Grab in den Wellen, andere wurden in den Canal zurückgeworfen, und von den Engländern oder Rochellern genommen. Eine große Anzahl unglücklicher Flüchtlinge, welche sich aus dem Schiffbruch auf die irländischen Küsten rettete, ward von den halbwilden Bewohnern dieser Insel erschlagen. Der dortige Befehlshaber Richard Bingham nahm zwar anfangs 200 der Gestrandeten in seinen Schutz; aber auf die Nachricht, daß noch 800 auf der Küste erschienen wären, ließ er aus Furcht die ersteren ermorden. Als die 800 diese Unmenschlichkeit erfuhren, vertrauten sie sich, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen, noch ein Mahl in halbmorschen Fahrzeugen dem Meere, und fanden den Tod in den Wellen.

Eine menschlichere Behandlung, als unter den Irländern, fanden die Schiffbrüchigen in Schottland. Fünfhundert, welche von Kleidung und allem entblößt zu Edimburg anlangten, wurden gespeiset und bekleidet, und sodann nach ihrem Vaterlande eingeschifft; aber ein neuer Sturm verschlug sie an die Küste von Norfolk in England; doch erlaubte die Königinn, welche sich durch die Schotten nicht wollte an Großmuth übertreffen lassen, daß sie frey nach Spanien zurückkehren konnten. Das feindselige Gestirn, welches über der spanischen Flotte von ihrem ersten Auslaufen an waltete, verfolgte sie bis in die vaterländischen Häfen. Zwey große Gallionen, den Angriffen des

Feindes und den Stürmen glücklich entgangen, geriethen in dem Hafen, worin sie vor Anker lagen, durch einen Zufall in Flammen, und brannten bis auf das Wasser ab.

Die spanischen Geschichtschreiber geben den gesammten Verlust der Flotte auf 32 Schiffe und 10000 Menschen an, nach englischen und niederländischen Berichten betrug er 70 Schiffe und 20000 Mann. Viele vornehme Personen von denen, die den Zug mitgemacht hatten, gewöhnt an Überfluß und Bequemlichkeit, wurden ein Opfer des erlittenen Mangels und Ungemachs, und starben theils auf der See, theils bald nach ihrer Rückkehr; ein Schicksal, welches auch den tapfern Recalde traf. Es gab kaum eine Familie in Spanien, welche nicht Trauer anlegen mußte, so daß der Hof, um dieses sichtbare Denkmahl eines unglücklichen Ereignisses früher zu vernichten, die Zeit der Trauer durch einen ausdrücklichen Befehl abkürzte.

Dieß war das tragische Schicksal jener mächtigen Flotte, welche ganz Europa in Erstaunen und Bestürzung versetzt hatte. Nicht die Wuth der Elemente allein, wie man gewöhnlich sagt, sondern mehr noch die Tapferkeit und Gewandtheit der englischen Seeleute, und die Unwissenheit und Unentschlossenheit des spanischen Admirals, hatten es herbeygeführt. Groß und wichtig waren die entfernteren Folgen ihrer Vernichtung, denn sie legte den Grund zu dem Verfall der spanischen Seemacht, erwarb den Engländern und Niederländern die Herrschaft auf dem Meere, und bahnte den letzteren den Weg zu ihren großen Eroberungen in Ostindien. Für jetzt befreyte ihr Un-

tergang England und die vereinigten Niederlande von einer großen Gefahr. War England besiegt, so mußten auch die Provinzen des utrechter Bundes unter das spanische Joch zurückfallen, und die Ströme Bluts und alle Leiden, welche sie die Freyheit zu gewinnen vergossen und erduldet hatten, waren ein fruchtloses Opfer. In beyden Ländern war daher auch die wunderbare Rettung ein Gegenstand der höchsten Freude, und ward durch ein allgemeines Dankfest gefeyert. Elisabeth hielt einen glänzenden Triumphzug in die St. Pauluskirche, und in Seeland schlug man eine Denkmünze, welche auf der einen Seite das Wapen der Provinz mit den Worten: soli deo gloria, und auf dem Revers die unüberwindliche Flotte mit der Umschrift: venit, ivit, fuit, 1588 darstellte. Elisabeths Freude ward durch den Tod ihres Lieblings, des Grafen Leicester gestört. Er starb bald nach dem Rückzuge der spanischen Flotte, als er eben seine Entlassung vom Hofe genommen hatte, (Sept. 14. 1588.) um sich auf seine Güter zurück zu ziehen. Die Königinn beweinte seinen Verlust, und sie war vielleicht die einzige, welche ihn bedauerte, denn seine Eitelkeit und Arroganz hatten ihn allgemein verhaßt gemacht.

Seit dieser Epoche sahen die Engländer in den vereinigten Niederländern nicht mehr das armselige, bedrängte, ihres Schutzes bedürftige Volk wie zuvor; sondern einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen. Sie gaben die Hoffnung auf, diese Republikaner so abhängig von sich zu machen, als sie anfangs geglaubt hatten; und als die leicestersche Partey noch immer fortfuhr Unruhen gegen die Staaten zu erregen, miß-

billigte Elisabeth diese angeblich zu ihrem Dienst gethanen Schritte in einer öffentlichen Schrift (1590 May), und ermahnte die Einwohner zum Gehorsam gegen die Obrigkeit des Landes.

Philipp der Zweyte, als er die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der unüberwindlichen Flotte empfing, verläugnete seinen Charakter nicht. Wie schmerzlich ihm auch der Verlust so großer Erwartungen seyn mußte, bricht er doch nicht, so wie einst der Römer Augustus über die Vernichtung seiner Legionen in Deutschland, in laute Klagen aus, sondern sagt mit kalter Ruhe: Ich sandte sie nicht aus zum Kampfe mit den Elementen, und danke Gott, daß er mir die Macht gab, eine neue auszurüsten.

Der Kampf zwischen Spanien und England hatte den Gang des Kriegs in den Niederlanden gelähmt. Die Geschichte dieses Feldzugs ist daher an wichtigen Begebenheiten arm. Die Stadt Bonn im Erzstifte Cölln, deren sich Martin Schenk im verflossenen Jahre für den vertriebenen Churfürsten Gebhard Truchses bemächtiget hatte, ward durch den Sohn des Herzogs von Arschot, Carl Croy Prinzen von Chimai, und dem Obersten Tassis belagert, und nach einer sechsmonathlichen Vertheidigung mit Capitulation eingenommen (1588. Sept. 9.), und dem regierenden Churfürsten übergeben, nachdem sie eine spanische Besatzung empfangen hatte. Der tapfere Tassis ward während der Belagerung beym Recognosciren von einem feindlichen Troßjungen erschossen, und sein Verlust sehr von den Spaniern bedauert.

Noch ehe Bonn fiel, war das Schicksal der

großen spanischen Flotte entschieden worden, und der Herzog von Parma hatte die zu der englischen Landung bestimmten Truppen in Flandern und Brabant in Cantonirungsquartiere verlegt. Aber die Brabanter bestürmten ihn mit Bitten, die Stadt Bergenopzoom zu belagern, um den immerwährenden Streifereyen und Plünderungen der dortigen Besatzung ein Ende zu machen. Von allen brabantischen Städten war Bergenopzoom die einzige, welche noch beym utrechter Bunde war. Dieser nicht kleine und wohlhabende Ort liegt am Ausflusse der Schelde in das Nordmeer, in einiger Entfernung vom Ufer des Stroms, der hier einen Hafen bildet, welcher bis an die Stadt reicht, und damahls durch zwey Schanzen gedeckt war. Ein Arm der sogenannten Unterschelde, die Vossemaar genannt, trennte die Stadt von der Insel Tholen, einem von jenen zahllosen Eilanden, welche der Strom an seinem Ausflusse bildet. Die Besatzung der Stadt unter dem Obersten Thomas Morgan, einem Walliser, bestand aus englischen und niederländischen Truppen, und einer Rotte niederländischer Freybeuter, welche ganz Brabant durch ihre Streifzüge heimsuchten, die Päße zwischen Antwerpen, Brüssel und Mecheln besetzten, die Reisenden beraubten, und reiche Edelleute und Kaufleute aufhoben und nach Bergen schleppten, welche oft 10 bis 20000 Gulden Ranzion bezahlen mußten.

Die wiederhohlten Klagen der Brabanter über diese Geißel bewogen den Herzog fast wider seinen Willen, die Belagerung von Bergen zu beschließen, merkwürdig, weil sie die erste Unternehmung dieser Art ist, welche dem Eroberer Antwerpens mißlang. Er

zog seine Truppen zusammen, ehe er aber die Stadt selbst angriff, schien es ihm nöthig, sich der Insel und Stadt Tholen zu bemächtigen, welche vermittelst ihrer Verbindung mit dem Meere einen unerschöpflichen Vorrathsspeicher für das benachbarte Bergen abgab. Montigni und der junge Graf Octavian Mansfeld erhielten Befehl, die Insel mit 800 Mann anzugreifen, während 2000 Schützen das dießseitige Ufer besetzten, um durch ihr Feuer den Feind zurück zu halten. Der Angriff geschah zu einer Zeit, wo das Wasser in der Vossemaar am niedrigsten stand. Graf Eberhard von Solms, der Befehlshaber der Insel, hatte das Ufer mit Kriegsleuten besetzt, welche, durch die mit Brustwehren versehenen Dämme gedeckt, die anrückenden Feinde mit einem Kugelregen empfingen. Die letzteren standen bis an die Schultern im Wasser, und feuerten mit der größten Standhaftigkeit, bis ihr ganzer Pulvervorrath verschossen, und fast die Hälfte von ihnen größten Theils an Kopfwunden gefallen war. Jetzt sahen sie sich ohne irgend einen Vortheil erlangt zu haben, gezwungen, die Vossemaar zu räumen, wobey Montigni und Mansfeld fast im Schlamme stecken geblieben wären. Die Vertheidiger der Insel sollen in diesem Gefechte nur einen Todten und zwey Verwundete gehabt haben. Verschiedene nachfolgende Versuche der königlichen Truppen sich der Insel zu bemächtigen, wurden ebenfalls durch die Wachsamkeit des Grafen Solms vereitelt, der keine Nacht die Dämme verließ.

Diese Unfälle konnten jedoch den Herzog von Parma von der beschlossenen Belagerung Bergens nicht abhalten, so ungewiß auch der Erfolg seyn muß-

te, da die Stadt von Holland und Seeland her mit frischen Truppen und Vorräthen versehen werden konnte. Prinz Moriz selbst, der englische Feldherr Willougbi und die Commissarien der Generalstaaten befanden sich darin, und die häufigen Ausfälle der Besatzung bewiesen dem Herzog, welcher am 23. des Herbstmonaths vor der Feste erschien, daß sie zu einer tapfern Vertheidigung entschlossen sey.

Zwischen der Stadt und der Schelde lagen zwey Schanzen, welche ihr die Gemeinschaft mit dem Strome sicherten, und daher genommen werden mußten, ehe die Belagerung mit der Aussicht auf einen günstigen Erfolg geführt werden konnte. Ein Angriff auf die eine derselben, die sogenannte Norderschanze, schlug fehl. Jetzt sollte Verrätherey ersetzen, was die Waffen nicht vermochten. Ein englischer Fähnrich und ein Marketender, beyde früher Ein Mahl in spanischer Gefangenschaft, ließen sich dem Anscheine nach durch große Geschenke gewinnen, den Belagerern einen Weg zur Eroberung der Schanze zu zeigen. Aber sie entdeckten dem Obersten Morgan das Geheimniß, und es ward ein Plan zur Überlistung der Spanier entworfen. Die beyden vermeinten Verräther hatten dem Herzog von Parma versprochen, seine Truppen sicher in die Schanze zu führen, da er ihnen aber selbst nicht traute, so mußten sie einwilligen sich zwischen zwey Kriegsleute anschließen zu lassen. So rückten 3000 Mann nach der Schanze, und fanden bey ihrer Ankunft das Thor offen. Sogleich drangen sie hinein, die beyden Gefesselten an ihrer Spitze. Als aber etwa 50 Mann darinn waren, ließ die Besatzung das Fall-

gatter nieder, und die 50 sahen sich von ihren Kameraden getrennt und gefangen. Die, welche außerhalb des Thors geblieben waren, obgleich durch den ihnen gespielten Betrug überrascht, fassen schnell den Entschluß, sich mit Gewalt der Schanze zu bemächtigen. Sie reissen die Pallisaden aus, durchwaten den Graben, und stürmen den Wall hinan. Aber die Besatzung der Schanze ward verstärkt, Willougbi selbst befand sich darin, und nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Spanier mit einem Verlust von 800 Mann zurückgeschlagen.

Dieser mißlungene Versuch, der Mangel an Lebensmitteln und die großen Schwierigkeiten sie herbeyzuschaffen, und endlich die nasse und rauhe, der Gesundheit der Soldaten so nachtheilige Witterung, bewogen den Herzog zur Aufhebung der Belagerung, nachdem sie anderthalb Monath gedauert hatte. Am 12. November ging er nach Brüssel zurück, und seine Truppen folgten ihm, nach der Anlage mehrerer Schanzen in der Nachbarschaft Bergens zur Beschränkung der Streifereyen der dortigen Besatzung. Dagegen zehrten die Spanier selbst Brabant aus, wie im vergangenen Jahre Flandern.

Glücklicher als vor Bergen waren die spanischen Waffen im Geldernschen, wo Graf Peter Ernst von Mansfeld mit dem Corps, welches Bonn erobert hatte, das Städtchen Wachtendonk zwischen der Maas und dem Rhein belagerte. Der Ort war nicht von Bedeutung, aber er hatte eine tapfere Besatzung unter dem Hauptmann Langhaar, größten Theils aus Schenkens Kriegsvolk und von dem Geiste dieses kühnen Sol-

daten belebt. Da die Jahrszeit schon weit vorgerückt war, betrieb Mansfeld seine Belagerungsanstalten mit der größten Thätigkeit, und erbaute, unter häufigen Ausfällen der Belagerten, zwey mächtige, die hohen Stadtmauern überragende Cavaliere. Sie wurden mit Geschütz besetzt, aus welchem man Thürme und Häuser mit Bomben oder Brandkugeln beschoß. Es waren eine Art eiserner hohler Kugeln, — von dem Geschichtschreiber Strada irrig eine neue Erfindung genannt, da man sie schon hundert Jahre früher unter dem Nahmen brennender Kugeln kannte, — die mit Pulver und andern Brennstoffen angefüllt, mit einer Brandröhre versehen waren, und aus Mortieren geworfen wurden. In der benachbarten Stadt Venloo war die Werkstatt, wo man sie für die Belagerung von Wachtendonk zurüstete. Um dem jungen Fürsten von Cleve, dem der königliche Befehshaber dort ein großes Banket gab, ihre Wirkungen zu zeigen, machte man einen Versuch damit, der aber so unglücklich ablief, daß die Hälfte der Stadt im Feuer aufging.

Wachtendonk ergab sich nach einer tapfern Vertheidigung auf Capitulation (20. December 1588.), und empfing spanische Besatzung. Mansfeld verlegte darauf sein Corps, welches durch Mangel und Witterung sehr gelitten hatte, in das Jülichsche in die Winterquartiere, und das Ländchen, obgleich neutral, mußte die härtesten Bedrückungen erdulden. Er selbst begab sich zum Herzog von Parma, und empfing große Lobsprüche über die in so später und ungünstiger Jahreszeit gemachte Eroberung.

Die Freude darüber aber war nicht fähig, des

Herzogs düstere Laune zu verscheuchen. Seit dem mißlungenen Zuge der großen spanischen Flotte, hatte er unaufhörlich mit dem bittersten Verdrusse gekämpft. Sein großer Kriegerruhm hatte ihm, einem Italiäner, viele Hasser und Neider unter den spanischen Befehlshabern erweckt, welche schon bey verschiedenen frühern Gelegenheiten, durch ausgestreute nachtheilige Gerüchte, den Argwohn des mißtrauischen Königs gegen ihn zu erregen suchten. Nach dem Unglück der großen Flotte und der mißlungenen Belagerung von Bergenopzoom, welche einen kleinen Schatten über den Glanz seines Ruhmes warf, erhoben sie ihre Stimme weit lauter als zuvor. Man schob das Mißlingen beyder Unternehmungen auf ihn, und der Herzog von Medina klagte: daß nur die verzögerten Anstalten des Herzogs von Parma und der dadurch veranlaßte Aufenthalt das Unglück über die Flotte gebracht hätten. Ja seine Feinde beschuldigten ihn, er habe sich von den Engländern und Holländern gewinnen lassen, zur Vereitelung des Unternehmens beyzutragen. Besonders brachte ein Spanier, Nahmens Juan Moreo, in geheimen Briefen an den König mancherley Beschuldigungen gegen ihn an. Man warnte den Herzog aus Italien her, und da ein Zufall dem Prinzen Moriz ein Paket von Moreo's Briefen in die Hände lieferte ließ er sie durch Aldegonde entziffern und sandte sie dem Herzog. Dieser benutzte die Entdeckung, ohne jedoch für die Aufmerksamkeit des Prinzen durch eine Antwort seine Dankbarkeit zu beweisen. Er ließ Moreo zu einem Gastmahl einladen, welcher bald nachher seinen Geist aufgab. Der große Mann, welcher

vielleicht kein großer Mensch war, hatte dadurch seine Rache gebüßt, aber auf Unkosten seiner Ehre, welche durch Moreo's schnellen Tod einen neuen Flecken erhielt. Überall sprachen die Spanier sehr nachtheilig von ihm, und die Beschuldigungen sträflicher Absichten, welche ihm gemacht wurden, durchliefen ganz Europa. Übrigens scheint der Vorwurf, daß er die Unternehmung wider England nicht gehörig unterstützt habe, gänzlich ungegründet zu seyn; weniger zu entschuldigen ist vielleicht der unbedeutende Gebrauch, welchen er nach dem Abzuge der großen Flotte von seiner zahlreichen Landmacht machte. Pater Daniel erzählt in seiner Geschichte Frankreichs: König Heinrich von Navarra habe dem Herzog insgeheim den Vorschlag gethan, sich mit den Generalstaaten auszusöhnen, die Zuneigung des Volks und der Truppen zu nutzen und sich zum Souverän der Niederlande zu machen; aber obgleich der Herzog wegen der ihm gemachten Beschuldigungen den Verlust der Statthalterschaft habe besorgen müssen, sey er doch nicht eingegangen in den Antrag des Königs, oder habe doch wenigstens nichts zu dessen Realisirung gethan.

Die erlittenen Kränkungen und das Mißtrauen, welches der König nicht ganz verbergen konnte, zogen ihm eine wirkliche oder verstellte Krankheit zu, und nachdem er dem alten Grafen von Mansfeld die Verwaltung der Kriegsgeschäfte übertragen hatte, begab er sich (May 1589) nach dem schon damahls sehr berühmten Bade zu Spaa. Die Italiäner klagten man habe ihn vergiftet. Aber vielleicht war es mehr ein krankhafter Zustand der Seele, durch Unmuth verlorne

Hoffnungen und gekränkten Stolz erzeugt, als ein physisches Übel, was seine Thätigkeit lähmte, und die Quellen seines Lebens vergiftete. So viel ist gewiß, daß er seine vorige Kraft und Gesundheit, obgleich noch in der vollen Blüthe des männlichen Alters, nie wieder erlangte.

Um die Anschuldigung des Herzogs von Medina zu widerlegen, sandte er den Präsidenten von Artois, Richardot, nach Madrit. Der König ließ den ersteren nach Hofe fordern, hörte ihn und Richardot gegen einander ab, und erklärte beyde Theile für unschuldig. Es schien also wenigstens, als sey der Monarch mit dem Verfahren des Herzogs zufrieden; und welches auch seine wahre Meinung über ihn seyn mochte, im Begriff, mit seinen großen und stolzen Planen wider Frankreich hervor zu treten, glaubte er, bey der Ausführung derselben eines solchen Feldherrn nicht entbehren zu können.

19.

Martin Schenks und des Grafen von Newenaar Tod.

1589.

Der Krieg in den Niederlanden ward von beyden kämpfenden Theilen mit geringer Thätigkeit fortgesetzt, und beschränkte sich größten Theils auf kleine Streifzüge ohne Einfluß auf das Ganze, und nur einzelnen Districten und Personen verderblich. In Friesland kämpften Verdugo und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, der Stifter der hohen Schule zu Franecker, wider einander. Beyde erbauten und eroberten einzelne Schanzen, und verloren sie wieder, ohne daß einer über den andern ein entschiedenes Übergewicht errang. Des Grafen Hauptaugenmerk war auf Gröningen gerichtet; aber aus Mangel an Truppen, deren die Staaten aus Sparsamkeit eine große Anzahl reducirt hatten, konnte er keine Belagerung unternehmen, und mußte sich begnügen, die Stadt von weitem zu beobachten, und ihr die Zufuhr zu erschweren.

Etwas lebhafter war die Scene an der Maas. Graf Carl Mansfeld hatte Gertruidenburg, von sei-

ner aufrühriſchen Beſatzung den Spaniern verhandelt, beſetzt. Er ſchloß darauf das Städtchen Heusden an der Maas ein, und drang über den Strom in das Bommelerward. Seine Abſicht war, den Krieg in die Provinz Holland zu tragen. Glücklicher Weiſe hatte Prinz Moriz Heusden mit allen nöthigen verſehen, und der Befehlhaber darin, Carl von Levin, war ein tapferer Mann. Vergebens verſuchte Mansfeld ſich durch Verrätherey der Stadt Bommel zu bemächtigen; dagegen eroberte er das Schloß Heel auf dem Bommelerward (24. Auguſt) nach einer heftigen Beſchießung. Das Schloß Löveſtein und die Voornerſchanze ſchlugen ſeine Angriffe zurück, und Prinz Moriz, welcher die bedrohete Gegend nicht einen Augenblick verließ, war dem königlichen Feldherrn ſtets zur Seite.

Mansfeld beſchloß endlich (September) über die Waal zu gehen, und gegen Utrecht vorzudringen. Aber in dem Augenblick des Übergangs weigerte ſich das ſpaniſche Regiment Leva den Strom zu überſchreiten, wenn es nicht vorher den rückſtändigen Sold empfangen hätte. Schwelgerey und Luxus hatten die Soldaten in das äußerſte Elend geſtürzt, und die Noth zwang ſie zu der ſtrafbaren Verletzung des militäriſchen Gehorſams. Der Graf verſuchte die Aufrührer mit Gewalt zu ihrer Pflicht zu zwingen, aber ſie ſchoſſen auf ihn und kehrten nach Grave zurück. Es war ein Glück, daß die übrigen Truppen keinen Theil an der Empörung nahmen. Das rebelliſche Regiment ward in der Folge zur Strafe ganz aufgelöſt und untergeſteckt; die Fahnenträger mußten die Fahnen von den

Stangen reissen und diese zerbrechen. Man hatte im spanischen Heere verschiedene vornehme Befehlshaber, besonders den Herzog von Pastrano und den Prinzen von Ascoli, welche den Herzog von Parma haßten, im Verdacht, die Empörung veranlaßt zu haben, wodurch die Plane zu einem Angriff auf Holland oder Utrecht vereitelt wurden.

Der größte Verlust, welchen die Staaten in diesem Jahre erlitten, war der Tod zweyer tapfern Partisane, die den Feinden der Republik manche schmerzhafte Wunde geschlagen hatten, und beyde fast zu derselben Zeit vom Schauplatz gerissen wurden. Es waren der so oft in der Geschichte dieses Kriegs erwähnte Martin Schenk und Graf Adolph von Newenaar und Mörs. Jener trat zuerst von der Bühne ab.

Der Verlust von Bonn im verflossenen Jahre hatte ihn mit dem äußersten Unwillen gegen die Staaten erfüllt; denn er hielt sich überzeugt, daß die Stadt gerettet worden wäre; wenn sie seinen dringenden Aufforderungen wegen eines Entsatzes derselben Gehör gegeben hätten. Ja er ließ sich sogar verlauten, daß er ihre Dienste wieder verlassen wolle, und es wäre vielleicht geschehen, hätte ihn nicht die Wegnahme seines Schlosses Blienbek aufs neue wider die Spanier erbittert. Der Marquis Varambon griff es an, und beschoß es mit einem zahlreichen Geschütz. Die tapfere Besatzung that einen Ausfall, wobey ihr Befehlshaber tödtlich verwundet, und der große spanische Kriegsbaumeister Plato (24. Juny 1589.) mit drey Kugeln erschossen ward. Das ganze königliche Heer betrauerte seinen Verlust, und der Herzog von Parma empfahl seinen Sohn dem Könige.

Schenk rächte die Wegnahme Blienbeks durch Verproviantirung der Stadt Rheinbergen, welche aufs neue von den Feinden belagert ward. Er erhielt Nachricht, daß der schottische Oberst Paiton, derselbe, welcher einst Geldern an die Spanier verrieth, dem Statthalter Verdugo ein kleines Hülfscorps zuführte. Sogleich machte er Jagd auf dieses Corps, und hohlte es (August) auf der Lipperhaide ein. Der Verräther Paiton ergriff beym ersten Angriff die Flucht, um seinem erzürnten Feinde nicht in die Hände zu fallen, seine Truppen wurden zersprengt, und eine Summe Geldes, welches sie Verdugo zuführen sollten, ward dem Sieger zu Theil.

Diese gelungenen Streiche reitzten Schenk zu einer wichtigeren Unternehmung. Immer hatte die Stadt Nimwegen seine Aufmerksamkeit gefesselt, und schon zu Anfange dieses Jahrs entwarf er einen Plan, sie im Einverständniß mit einigen Bürgern den Königlichen zu entreissen, dessen Ausführung damahls der hohe Wasserstand in der Waal vereitelte. Jetzt nahm er jenen Plan wieder auf, und ein nächtlicher Überfall auf die Stadt ward beschlossen. Von der Schenkenschanze aus schwamm er mit 25 mit Kriegsleuten besetzten Fahrzeugen die Waal herab; eine Bande Reiter nahm den Weg zu Lande. Die Windstille und das hohe Wasser aber verzögerten die Fahrt, und erst mit Anbruch des Tages (16. August) langt die kleine Flotte vor der Stadt an. Die Landung geschah in größter Stille; und da Nimwegen auf der Wasserseite nur den Strom, und keine andern Werke zu seiner Vertheidigung hatte, so führte Schenk seine kühne Schar ohne Hinder-

derniß bis vor das Antonsthor, welches mit Balken eingestoßen ward. Die Stürmenden drangen in die Stadt, und bemächtigten sich eines Hauses unweit dem Thore, worin eben eine Hochzeit gefeyert ward, ein Umstand, der die ganze Unternehmung vereitelte. Die Gäste, welche noch beysammen waren, stoben bey der Erscheinung des fremden Kriegsvolks schnell auseinander, und erfüllten die ganze Stadt mit ihrem Geschrey. Besatzung und Bürger griffen zu den Waffen, und die Schenk'schen wurden mit überlegener Macht angegriffen, und nach einem hartnäckigen Kampfe gezwungen, ihre Vortheile aufzugeben, und die Stadt zu räumen. Von einem panischen Schrecken plötzlich ergriffen, drängten sie sich in der größten Verwirrung und Übereilung aus dem Thore nach dem Ufer herab. Der Strom hatte mehrere Fahrzeuge fortgeführt. In die noch vorhandenen warf sich eine solche Menge von Flüchtlingen, daß mehrere Schiffe mit ihrer Mannschaft in den Grund sanken; andere sprangen in den Strom und ertranken. Schenk, auf das äußerste erbittert über die außerordentliche Verwirrung, bemühte sich umsonst, die Ordnung wieder herzustellen, und erstach einige seiner flüchtigen Kriegsleute mit eigener Hand. Eins von den Fahrzeugen ward von den Wellen gegen den St. Hubertsthurm getrieben, und da es nicht wieder abkommen konnte, warf die Besatzung des Thurms Steine auf die darin befindlichen Soldaten, und zwang sie, ins Wasser zu springen. Schenk selbst fand bey diesem unglücklichen Rückzuge das Ziel seiner Thaten. Er sprang in einen kleinen Nachen, welcher umschlug, und seine schwere Rüstung zog ihn in den Abgrund.

Von seinen Leuten verloren 250 das Leben; die übrigen retteten sich durch die Flucht. Ihre Schiffe trieben eine Meile unterhalb der Stadt bey dem Dorfe Osterholz an, und hier bemerkten, sie erst den Verlust ihres Anführers. Die Nimmweger fanden im Wasser den Leichnam des letzteren, den man an einigen alten Wunden erkannte. Er ward geviertheilt und der Kopf über dem Antonsthore aufgesteckt, da die Spanier Schenken als einen Überläufer betrachteten. Zwey von den gefangenen Kriegsleuten wurden aufgehängt. Das schenksche Corps rächte die dem Leichnam seines Befehlshabers zugefügte Beschimpfung, und jeder Nimmweger, der ihm in die Hände fiel, ward ermordet. Um diesen Grausamkeiten ein Ende zu machen, ließ der Marquis Varambon den zerstückten Leichnam in eine Kiste legen, und in einem Thurme aufbewahren; und als Prinz Moriz zwey Jahre später Nimmwegen eroberte, wurden diese Überreste feyerlich begraben.

Dieß war das Ende eines Mannes, der in die Reihe der Fronsberge, Schärtlin und anderer ähnlicher berühmten Kriegsobersten gehört, deren Deutschland damahls so viele erzog. Der Krieg war sein Gewerbe. Er hatte sein ganzes Leben unter den Waffen hingebracht, und sich durch Talente, Tapferkeit und Glück von den untersten Stufen dieses Standes bis zu den höchsten empor geschwungen. Selbst unerschrocken und bis zur Tollkühnheit verwegen, war Muth die einzige Tugend, welche er an andern schätzte. Er spottete des Rechts, welches der Degen nicht gab, und verachtete alles bürgerliche Gewerbe. Deßhalb ward er eben so sehr von den Soldaten geliebt, wiewohl er sie

im Jähzorn oft wie Sclaven schlug, und sogar niederstieß, als von dem friedlichen Bürger, dessen Geißel er war, gefürchtet und gehaßt. Er war gastfrey und liebte die Genüsse der Tafel; aber sie legten seiner Thätigkeit keine Fesseln an, denn er verstand nie besser den Degen zu führen, als im Rausche, und oft, wenn man glaubte, er läge vom Schwelgen ermüdet im tiefsten Schlafe, stand er plötzlich auf der Mauer mitten unter seinen Soldaten. Immer sah man ihn ernst, und man sagt, er habe nie gelacht. Sein Körper war abgehärtet zu den größten Strapazen; oft stieg er Tag und Nacht nicht vom Pferde, und aß und schlief auf demselben. Ohne ein großer Feldherr zu seyn, war er Meister im kleinen Kriege, und er würde vielleicht noch mehr geleistet haben, hätte er sich nicht zuweilen durch seinen Muth zur Tollkühnheit verleiten lassen. Er hatte zuerst den Staaten gedient, war dann in die Dienste der Spanier getreten, von diesen wieder zu den ersteren zurück gekehrt, und hätte vielleicht noch ein Mahl ihren Dienst verlassen, wenn er länger gelebt hätte. Gleichgültig gegen die Sache, für welche sie kämpften, fochten er und seines gleichen nur für Ruhm, Beförderung und Beute, und ihre Anhänglichkeit für die eine oder die andere Partey war verschwunden, so bald sie ihre Feldbinde vertauscht hatten. Die Besatzung in der Schenkenschanze empörte sich nach dem Tode ihres Obersten, und verlangte ihren rückständigen Sold, ließ sich aber durch einen Theil desselben wieder beruhigen.

Zwey Monathe nach Schenks Tode verlor auch Graf Adolph von Newenaar und Mörs, Statthalter von Utrecht, Geldern und Oberyssel, das Leben. Er

besichtigte im Arsenal zu Arnhem die für das dämahls belagerte Rheinbergen bestimmten Vorräthe. Durch einen Zufall fiel ein Funken in das Schießpulver; zwey neu erfundene Geschosse zersprangen, und der Graf ward so gefährlich verwundet, daß er am neunten Tage starb (October). Sein Tod war ein großer Verlust für die Staaten; denn er war nicht nur ein guter Soldat, sondern auch in Staatsgeschäften erfahren. Er besaß vorzüglich gute Sprachkenntnisse und viel Beredsamkeit. Dabey hatte er einen festen, echt niederländischen Charakter, war mäßig, fromm und von reinen unsträflichen Sitten. Gebhard Truchses, der entsetzte Churfürst von Cölln, verlor an Schenk und Newenaar zwey seiner eifrigsten Anhänger.

Dieß waren, außer einigen minder bedeutenden Auftritten, welche die Verproviantirung der von den Spaniern belagerten Stadt Rheinbergen veranlaßte, und außer den zahllosen Räuberenen der beyderseitigen Festungsbesatzungen, die Ereignisse des dießjährigen Feldzuges. Der Herzog von Parma war mit den französischen Angelegenheiten beschäftiget, wodurch er abgehalten ward in den Niederlanden mit seiner gewöhnlichen Energie zu handeln; und die Holländer wandten größere Anstrengungen auf die Ausbreitung und Vervollkommnung ihres Handels, als auf eine kraftvolle Fortsetzung des Kriegs. Indeß verloren die Staaten auch die großen Begebenheiten in dem nachbarlichen Frankreich nicht aus den Augen, und unterstützten den mit der berüchtigten Ligue im Kampfe begriffenen König, Heinrich den Vierten, mit Geld und Kriegsbedürfnissen. Auch die republikanischen Genfer, durch poli-

tische und religiöse Grundsätze ihnen nahe verwandt, welche mit dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, vormahligem Generalgouverneur der Niederlande, in Krieg verwickelt waren, wurden von den Staaten mit Geld unterstützt. Aber auch bey diesen Gelegenheiten sprach sich der Geist der Sparsamkeit und einer kaufmännischen Illiberalität, welcher die Nation beherrschte, aus.

Einige Streitigkeiten der Staaten mit England über eine alte Schuldforderung dieser Krone, mit Dänemark über die Erhöhung der Zölle, und im Innern der Provinzen wurden entweder beygelegt, oder hatten wenigstens keine ernsthaften Folgen.

20.

Eroberung Breda's durch die Niederländer.

1590.

Im Anfange dieses Jahrs ging die cöllnische Stadt Rheinbergen an die Spanier über. Schon im Jahre 1586 ward sie von dem Herzog von Parma belagert, der aber die Belagerung wieder aufhob, um das von dem Grafen Leicester bedrohete Zütphen zu entsetzen. Nach der Einnahme von Bonn und Wachtendonk schlossen Mansfeld und Varambon die Stadt aufs neue ein. Die Staaten ließen sie einige Mahl, und noch zuletzt durch den Ritter Franz Veere und den jungen Grafen von Falkenstein verproviantiren (1589), wobey der Marquis Varambon, der die Verproviantirung hindern wollte, ein Treffen gegen den Ritter verlor. Dennoch mußte sich die Stadt, da es den Staaten entweder an Hülfsmitteln oder an gutem Willen sie zu entsetzen, fehlte, dem Grafen Carl Mansfeld auf Capitulation ergeben (1590. Febr. 3.). Die Niederländer kümmerten sich wenig um den Verlust der Städte Bonn und Rheinbergen; desto schmerzlicher aber war er dem vertriebenen Churfürsten von Cölln, Gebhard Truchses, welcher mit

Rheinbergen den letzten Fleck Landes in seinem ehemahligen Staate verlor. Das Interesse für ihn in den vereinigten Niederlanden ward immer geringer; seine treusten Anhänger und Freunde Schenk und Newenaar waren todt, und er verließ ein Land, wo er nichts mehr zu hoffen hatte, und kehrte nach Deutschland zurück.

Einen Monath nach der Übergabe Rheinbergens, gelang den Niederländern eine Unternehmung, welche um so mehr eine umständliche Darstellung verdient, da sie nicht nur mit verschiedenen merkwürdigen Nebenumständen verbunden, sondern auch seit mehreren Feldzügen die erste bedeutende Offensivoperation der Niederländer war. Sie traten mit derselben aus dem Zustande ihrer bisherigen Passivität hervor, eine Reihe glücklicher Unternehmungen schloß sich jener an, und Prinz Moriz, unter dessen Auspicien sie ausgeführt ward, legte dadurch den Grund zu seinem künftigen Kriegsruhm.

Seit neun Jahren befand sich die brabantische, an dem kleinen Flusse Merk gelegene Stadt Breda in den Händen der Spanier. Nie war seitdem von den Niederländern ein Versuch gemacht worden, sie ihnen wieder zu entreissen, und die Besatzung lebte in vollkommner Sicherheit, als insgeheim ein Plan zu einem Überfalle ausgesponnen ward, der die Stadt ihren alten Besitzern zurückgeben sollte. Der Urheber dieses Plans war Johann Johansen, ein Schiffer von Bergenopzoom, welcher Torf und Brennholz auf das Schloß zu Breda zu liefern pflegte, und deßhalb mit Pässen von beyden Regierungen versehen, zwi-

schen Bergen und Breda hin und wieder fuhr. Dieser Patriot kam auf den Gedanken, daß es möglich sey, Breda zu überfallen, wenn man eine Anzahl Soldaten in seinem Fahrzeuge verberge. Er theilt seine Idee dem Grafen Philipp von Nassau, Bruder des Grafen Wilhelm Ludwig und Obersten in niederländischen Diensten, mit, welcher sich darüber mit dem Hauptmann Heraugiere aus Cambrai, einem beherzten Militär, bespricht. Der letztere begibt sich nach dem Haag, trägt die Sache dem Prinzen Moriz vor, welcher die Idee mit Wärme ergreift, und auch den Pensionär Oldenbarneveld dafür gewinnt, der von den Staaten die Bewilligung der dazu erforderlichen Gelder bewirkt.

Johansens Fahrzeug ward zu der Unternehmung in Bereitschaft gesetzt, in der Mitte mit einem Verdeck von Brettern versehen, und oben mit Torf bedeckt. Siebzig auserlesene Soldaten unter den Hauptleuten Heraugiere und Lambert Charles, begaben sich in größter Stille und unbemerkt von Zevenbergen aus nach dem Fahrzeuge (Februar 28.), und verbargen sich in dessen untern Raum. Wie gering auch die Entfernung zwischen Zevenbergen und Breda ist, war doch die Fahrt äußerst langweilig, und mit allen Arten von Ungemach, Frost, Hunger und widrigen Winden verbunden. Endlich langte das Torfschiff im Angesichte Breda's an, und lief durch den letzten Baum, der sogleich hinter ihm verschlossen ward. Das Schiff aber gerieth auf den Grund, und bekam einen Leck, wodurch das Wasser so heftig eindrang, daß es der in dem Raum versteckten Mannschaft bald bis an die

Kniee reichte. Haugiere beruhigte sie über diesen widrigen Zufall, und stärkte durch seinen Zuspruch ihren Muth und guten Willen. Jetzt erschien ein Corporal von der Schloßwache, und durchsuchte das Schiff, jedoch mit geringer Sorgfalt. Die versteckten Kriegsleute schwebten in der höchsten Gefahr; der unbedeutendste Vorfall, das kleinste Geräusch, und sie waren ohne Rettung verloren. Viele litten an einem starken Husten. Matthias Held, welcher zweifelte, daß er ihn werde mit Gewalt unterdrücken können, übergab seinem Nebenmann einen Dolch mit dem Auftrage: ihn beym ersten Anfall von Husten zu durchbohren, damit er nicht dadurch zum Verräther an seinen Kameraden werde. Alles ging jedoch ohne Unfall ab; der Corporal entfernte sich wieder, ohne etwas entdeckt zu haben, und so bald das Wasser ein wenig stieg, ward die Schleuse aufgezogen, und das Schiff hineingelassen. Die italiänischen Soldaten von der Besatzung, denen es eben an Feuerung fehlte, zogen, wie einst die Trojaner das berüchtigte Pferd der Griechen, das verderbenschwangere Torfschiff selbst durch das Eis hinein. Jetzt fing man an, den Torf auszuladen, und zwar so weit, daß die versteckten Soldaten schon das Tageslicht durch die Ritzen des Breterbodens schimmern sahen. Neue Bestürzung! wie leicht konnte jetzt das Geheimniß entdeckt werden, wenn man mit dem Ausladen fortfuhr. Eine List des Schiffers, dessen Leben ebenfalls auf dem Spiele stand, hinderte es. Als die Wachen mit der nöthigsten Feuerung versehen waren, stellte er sich mit seinen Leuten äußerst ermüdet, und bewirkte dadurch,

daß das fernere Ausladen bis zum folgenden Tage verschoben ward.

Um Mitternacht (März) beym schönsten Mondenlichte, stieg Heraugiere mit seinen Leuten aus dem engen Raume hervor, während die Bothsleute heftig die Pumpen anzogen, damit die feindlichen Schildwachen das Geräusch der Landenden nicht hörten. Als sie das Ufer erreicht hatten, theilte Heraugiere seine Leute in zwey Haufen, welche, von ihm und Charles geführt, sich auf verschiedenen Wegen dem Schlosse näherten. Eine Schildwache rief an, aber Heraugiere packte den Italiäner bey der Gurgel, und drohete, ihn beym leisesten Geräusch zu erwürgen. Er befragte ihn hierauf über mehrere Umstände, und erfuhr, daß das Schloß mit 350 Mann besetzt sey. Jetzt wird das Wachthaus angegriffen, die Wache überwältigt und in das Schloß zurückgejagt. Paolo Antonio Lansavechia, ein unerfahrner Jüngling, welcher während der Abwesenheit seines Vaters — der einen Provianttransport nach Gertruidenburg geleitete, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Prinz Moriz werde diese Stadt belagern, — den Oberbefehl im Schlosse führte, warf sich den Niederländern entgegen; aber der größte Theil seiner Leute ward getödtet, und der Überrest in das Innere desselben gedrängt. Die siegreichen Niederländer besetzten sogleich die vornehmsten Posten des Schlosses, und gaben die verabredeten Feuersignale, um den Prinzen Moriz von dem gelungenen Überfall zu benachrichtigen.

Indeß war die ganze Stadt in Allarm gerathen. Die Bürgerschaft griff zu den Waffen, und versuchte

einen Angriff auf das Schloß, ward aber durch Heraugiere und seine Braven mit Musketenschüssen zurückgetrieben. Weniger Muth, als die Bürgerschaft, zeigte die Besatzung der Stadt, welche aus einem Geschwader Reiter unter dem Marchese Guasto und fünf Fahnen italiänischen Fußvolks bestand, und sich durch Erpressungen, Räubereyen und andere Ausschweifungen ausgezeichnet hatte. Von einem panischen Schrecken bey der Erscheinung der Niederländer ergriffen, erbrach, sie trotz aller Vorstellungen der Niederländer, ein Thor, und entfloh. Der Herzog von Parma und das ganze königliche Heer waren über dieses schändliche Beyspiel von Feigheit auf das heftigste erzürnt; und der Herzog ließ in der Folge einige Officiere der entwichenen Besatzung nebst dem Corporal, der das Schiff so nachlässig untersucht hatte, vor das Kriegsgericht stellen, und ihnen die Köpfe abschlagen.

Als Prinz Moriz, welcher zu Klundert die Entwickelung des Überfalls abgewartet hatte, von dessen Gelingen benachrichtiget ward, eilte er in Begleitung des Grafen Hohenlohe, des Admirals Justin von Nassau, der Grafen Solms und Philipp von Nassau, des Ritters Veere und anderer Befehlshaber, mit einem starken Zuge Fußvolk und Reiterey nach Breda, und nahm das Schloß in Besitz. Von hier aus forderte er auch die Stadt, welche zu den Familienbesitzungen seines Hauses gehörte, zur Unterwerfung auf, mit der Bedrohung, im Weigerungsfall vom Schlosse beschossen zu werden. Die Bürgerschaft, von der Besatzung schändlich verlassen, erboth sich zu capituliren, unterwarf sich und kaufte die Plünderung mit

90000 Gulden ab. Der Prinz hielt einen feyerlichen Einzug, und nahm den Einwohnern den Eid der Treue ab. Sämmtliche Kirchen bis auf eine, welche die Katholiken behielten, wurden den Calvinisten eingeräumt. Die Stadt empfing eine zahlreiche Besatzung, und zum Befehlshaber den tapfern Heraugiere. Nicht mehr, als einen Todten, kostete den Niederländern die Einnahme des Schlosses; die Feinde verloren 40 Mann.

Groß und allgemein war in den vereinigten Niederlanden die Freude über diese mit so wenigem Blutvergießen gemachte Eroberung. Es wurden mancherley Feyerlichkeiten und ein allgemeines Dankfest veranstaltet, und eine goldne Denkmünze auf die Begebenheit geprägt. Sie zeigte auf der einen Seite das Torfschiff mit der Umschrift: Parati vincere aut mori, und weiter unten las man die Worte: Praemium invicti animi; auf der Kehrseite stand: Breda a servitute Hispanica vindicata, ductu principis Mauritii a Nassau, 4. Martii 1590. Von diesen Denkmünzen erhielt jeder in dem Torfschiffe gewesene Soldat eine, und einen zweymonathlichen Sold. Die Anführer wurden zu höheren Dienstgraden befördert. Der patriotische Schiffer und seine beyden Gehülfen erhielten ansehnliche Geschenke und ein Jahrgeld auf Lebenszeit. Dem Pensionär Oldenbarneveld ließen die Staaten einen goldenen Becher überreichen, auf welchem die ganze Begebenheit eingegraben war.

Prinz Moriz zweifelte nicht, daß die Spanier

alles aufbiethen würden, Breda wieder in ihre Gewalt zu bekommen, und setzte die Stadt mit Bewilligung der Staaten in den besten Vertheidigungsstand. Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt; denn der Herzog von Parma, welcher von Spaa nach Binche in Hennegau gegangen, und eben im Begriff war, seinen Zug nach Frankreich anzutreten, gab dem Grafen Mansfeld Befehl zur Wiedereroberung Breda's. Er erschien mit 4000 Mann (März) in der Nähe der Stadt, legte bey dem Dorfe Terheide eine Schanze an der Merk an, und ließ Zevenbergen einnehmen und ausplündern. Darauf rückte er (May) vor die Schanze Norddam bey Zevenbergen, welche mitten im Wasser liegt, und den tapfern Matthias Held zum Befehlshaber hatte. Der Feind beschoß sie aus sieben Feuerschlünden, und unternahm einen Sturm vermittelst eines mit Brücken versehenen Fahrzeuges. Aber der Angriff mißlang; das Fahrzeug gerieth in Brand, und der größte Theil der darauf befindlichen Mannschaft kam in den Flammen um. Mit einem Verlust von 700 Mann zog sich Mansfeld von der Schanze zurück; und da Prinz Moriz indeß mit einem Corps in die Betau gerückt war, und Nimwegen zu bedrohen schien, wandte sich auch der königliche Feldherr nach jener Gegend. Moriz behauptete die Betau, deckte die Waal, und hinderte den Feind, sie zu überschreiten. Überall hielt er seinen Gegner en Echec, vereitelte jede seiner Unternehmungen, und der größte Theil des Sommers verstrich ihm unge-

nutzt. In diesem Feldzuge leuchteten die ersten Funken des hohen kriegerischen Genies, welches dem Prinzen die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, und den vereinigten Staaten die Unabhängigkeit erwarb.

21.

Kriegszug des Herzogs von Parma nach Frankreich.

1590.

Es ist eine oft gemachte, und durch die Geschichte aller Zeitalter bestätigte Erfahrung, daß sich die Kurzsichtigkeit des menschlichen Geistes nie auffallender verräth, als bey Beurtheilung der Ereignisse, welche der ewige Wechsel der Dinge hervorbringt, mit ihren früheren und späteren Folgen. Wie ganz verschieden erscheinen die Resultate der Begebenheiten in der Wirklichkeit und im Räsonnement des scharfsinnigsten Denkers! Wo dieser die gewaltsamsten Revolutionen ahndet, da tritt nicht selten eine ruhige und wohlthätige Crisis ein, und die erfreulichsten Aussichten des ersteren verwandeln sich in ein Feld voll Blut und Zerstörung. Die Geschichte ganzer Nationen und der kurze Lebensroman jedes einzelnen Mitgliedes des Menschengeschlechts geben die Beweise dafür; und diese tausendfach bestätigte Wahrheit gewährt nicht nur dem Dulder unter den

Schlägen des Schicksals Trost und Beruhigung; sondern sie ruft auch dem Weltstürmer, der mit frecher Vermessenheit in die geheimnißvollen Räder der ewigen Nothwendigkeit greift, und die großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts in neue selbstgeschaffene Formen zu zwingen unternimmt, die ernste Lehre zu: daß das Schicksal seiner ohnmächtigen Versuche spottet, und daß die künftigen Geschlechter aus den Leichenhügeln und Trümmern, womit sein wahnsinniger Ehrgeitz die Welt bedeckte, ganz andere Erscheinungen werden hervorgehen sehen, als er unter den Verwünschungen und Thränen seiner Zeitgenossen zu erzwingen hoffte.

Wunderbar spricht uns diese Wahrheit an, wenn wir einen Rückblick werfen auf den so eben beendigteu Zeitraum des niederländischen Revolutionskriegs, seit dem Abschluß des utrechter Bundesvereins bis zu dem Moment, wo die Flamme dieses Kriegs einen Ableiter in demselben Lande fand, aus welchem einst die ersten Funken, welche ihn entzündeten, auf den glücklichen niederländischen Boden herüberflogen. Welchen sonderbaren Wechsel der Dinge, welche überraschenden Wendungen, was für unerwartete Resultate stellen uns diese merkwürdigen eilf Jahre dar!

Beym Anfange dieser Periode waren von allen niederländischen Provinzen nur Namur und Luxemburg noch in der Spanier Gewalt. Der größte Theil derselben hatte sich durch ein feyerliches Bündniß vereinigt, nie wieder dem ehmahligen Tyrannen zu huldigen; und selbst die übrigen, welche sich dem utrech-

ter

ter Bunde nicht anschlossen, schienen bey aller Verschiedenheit der Meinungen und der Religion von gleich unversöhnlichem Hasse wider den gemeinschaftlichen Feind entflammt. Das ganze Land scheint auf immer für die spanische Krone verloren, und das große Drama seiner Entwickelung nahe. Aber bald ändert sich die Scene, und alles gewinnt ein neues Ansehen. Ein neuer Held tritt auf den Schauplatz, eben so gewandt und glücklich in der Anwendung der Waffen, als in den Künsten der Politik. Drohungen und Schmeicheleyen, Kanonen und Ordensketten, ja selbst Verrätherey nnd Meuchelmord werden angewandt, die empörten Provinzen unter das alte Joch zurück zu bringen.

Nicht vergebens sind die Anstrengungen des Herzogs von Parma. Spaniens Wage sinkt. Die wallonischen Provinzen nehmen die angebothene Versöhnung an, und kehren in den Schooß der Monarchie zurück. Brabant und Flandern, die schönsten Landschaften des Bundes erliegen den spanischen Waffen. Die Gefahr wird dringender. Von außen stürmt ein übermächtiger Feind, und im Innern rüttelt der Parteygeist an den Säulen der Republik und erschüttert das schwankende Gebäude. Die Verschiedenheit des Cultus zerreißt das Band der Eintracht unter ihren Bürgern, und der jugendliche Staat verliert dadurch an innerer Stärke in gleichem Verhältniß, als die Eroberungen des Feindes seine extensive Größe beschränken. Die utrechter Bundesgenossen, nach so großen erlittenen Verlusten, trauen jetzt weder dem Glücke noch ihren eigenen Kräften. Sie suchen Hülfe bey

Fremden, und werfen sich dem Bruder des Königs von Frankreich in die Arme. Aber er verscherzt durch eine strafbare und leichtsinnige Verletzung der beschworenen Verträge das Vertrauen dieser ernsten, auf ihre Freyheit eifersüchtigen Nation, und kehrt halb freywillig halb gezwungen nach Frankreich zurück, ohne die gefährliche Lage der vereinigten Provinzen verbessert zu haben.

In dieser Noth raubt ihnen ein Meuchelmord plötzlich ihre letzte und einzige Stütze. Wilhelm von Oranien, der leitende Genius der Revolution von ihrer Wiege an, der Schutzgeist der Republik, ist nicht mehr, und jede schöne Hoffnung auf eine bessere Zukunft scheint zugleich mit seinem Leben auf immer vernichtet. Mit verdoppelten Schlägen stürmt das Unglück auf die vereinigten Provinzen herab; und dasselbe Volk, welches noch kurz zuvor seinem alten Fürsten die Souveränität und alle seine Rechte über sich feyerlich absprach, wendet sich jetzt, kleinmüthig gemacht durch die erlittenen Unfälle, an den Beherrscher Frankreichs, und erbettelt von ihm als eine Gnade die Annahme dessen, was es jenem mit republikanischem Trotze entzog. Aber Heinrich der Dritte schlägt die angetragene Oberherrschaft aus, und versagt die erbethene Hülfe, während der Feind die Unterwerfung Brabants und Flandern vollendet, Antwerpen, die mächtigste Stadt des Bundes, erobert, selbst in den nördlichen Provinzen bedeutende Fortschritte macht, und seine siegreichen Waffen bis an die Grenzen von Holland und Seeland, dem letzten Asyl der verfolgten Freyheit, trägt. Alles scheint nun verloren, und den

noch unbesiegten Landschaften nichts übrig zu bleiben, als sich entweder zugleich mit dem Boden, welchen sie bewohnen, in den Wellen der Nordsee zu begraben, oder das Schicksal der unterjochten Provinzen zu theilen.

Zwar schimmert in dieser tiefen Nacht der Drangsal ein neuer Hoffnungsstrahl aus England herüber. Elisabeth erklärt sich für die Beschützerinn der bedrängten Republik, schlägt die angebothene Souveränität großmüthig aus, und sendet ihren Liebling zur Vertheidigung ihrer Beschützten ab. Aber der schöne Hoffnungsschimmer war nur ein täuschender Irrschein, und bald zeigte sich Elisabeths Großmuth in ihrer wahren Gestalt. Sie ist nichts, als eigennützige Politik. Der Mörderinn der unglücklichen Maria ist edelmüthige Verläugnung fremd, und der neue Freund der Niederländer verwandelt sich in den gefährlichsten Feind ihrer Unabhängigkeit, der schwer errungenen Frucht eines zwanzigjährigen blutigen Kampfs. Doch jetzt, da der Untergang des jugendlichen, von äußeren und inneren Feinden angefallenen und zerrütteten Staats unvermeidlich, und alle menschliche Hülfe vergebens scheint, jetzt endlich tritt das Schicksal selbst als Vermittler auf, und nimmt sich der Verlassenen an, indem es dem König von Spanien ein neues Feld für seinen Ehrgeitz anweist.

Der Krieg in den Niederlanden erlahmte, als Philipp seine unüberwindliche Flotte gegen England ausrüstete. Um dieses letztere Reich drehte sich nun das ganze gemeinschaftliche Interesse, und die Kräfte aller Theile wurden zu seinem Verderben oder zu seiner Vertheidigung aufgebothen. An Englands Schick-

sal war auch das künftige Loos der vereinigten Niederlande geknüpft. Ging jenes unter im reissenden Wirbel der Zeiten und des Verhängnisses, so waren auch diese unrettbar verloren; aber England ward gerettet, und mit ihm die nachbarliche Republik. Zwar stand noch immer der siegreiche Herzog von Parma an der Spitze der feindlichen Heere, aber nicht mehr in der vollen Heldenkraft der verflossenen Jahre. Neid und Argwohn, Krankheit und Mißmuth haben seine Thätigkeit gelähmt, und die Göttinn des Glücks, welche sonst nur ihn parteyisch begünstigte, theilt jetzt gerechter zwischen ihm und den Niederländern ihre Gunst.

Schon von diesem Standpunct aus zeigt ein Rückblick auf die Masse der Begebenheiten der letzten eilf Jahre, daß alle die Ereignisse, welche den utrechter Bundesgenossen den gewissen Untergang zu bereiten schienen, gerade am wohlthätigsten für die Erhaltung ihrer bürgerlichen Selbstständigkeit gewirkt hatten. Der Ehrgeitz des Herzogs von Anjou verräth ihnen noch zur rechten Zeit einen falschen Freund, die abschlägige Antwort des Königs von Frankreich wendet die Gefahr einer neuen Knechtschaft ab, die Eroberung Brabants und Flanderns durch den Herzog von Parma bevölkert Holland und Seeland, den classischen Boden der Freyheit, mit einer Menge fleißiger und geschickter Künstler und Fabrikanten, Antwerpens Fall erhebt Amsterdam zur ersten Handelsstadt der Welt, Leicesters Ränke lehren die wahren Patrioten ihre falschen Mitbürger kennen, und bewahren sie vor den Fesseln Englands, und zwey Heroen, welche sich während jener Drangsale gebildet haben, Moriz und Ol-

denbarnevelt, können die Freunde des Vaterlandes über den Verlust Wilhelms von Oranien beruhigen.

Ein neues günstiges Gestirn ging jetzt den vereinigten Niederländern auf. Der Zeitpunct trat ein, wo Philipp der Zweyte die von ihm längst insgeheim begünstigte französische Ligue öffentlich mit den Waffen zu unterstützen beschloß. Dieser furchtbare Bund, die Furcht des Ehrgeitzes und Fanatismus, hatte sich während der Bürgerkriege, welche die neuen Glaubenslehren in Frankreich entzündeten, zu Peronne 1576 unter der Regierung des schwachen Heinrichs des Dritten gebildet. Die Bewahrung des reinen katholischen Glaubens gegen das Gift der hugonottischen Ketzerey war der öffentliche Vorwand zu jener Verbindung, die geheime Triebfeder aber die Herrschsucht der Großen, besonders des Hauses Guise. Beyde Motive, Glaubenseifer und eine durch den Tod des Herzogs von Anjou (1584), des letzten Sprößlings der Dynastie der Valois, eröffnete Aussicht machten den König von Spanien zu einem thätigen Beförderer des Bundes. Mitten unter den Stürmen, welche dieser in Frankreich erregte, ward Heinrich der Dritte zu St. Cloud von Jaques Clement, einem fanatischen Ordensbruder, gemeuchelmordet. Des Getödteten rechtmäßiger Nachfolger auf dem französischen Throne war Heinrich von Bourbon, König von Navarra; aber dieser tapfere und humane Fürst war ein Calvinist, und die Ligue und mit ihr der größte Theil der Nation weigerten sich, einem ketzerischen Könige zu huldigen. Der Bürgerkrieg verwüstete das Land mit verdoppelter Wuth. England und die Generalstaaten unterstützten Heinrich den Vierten,

Philipp der Zweyte die Ligue, welche ihn mit dem Titel eines Beschützers der Krone Frankreich beschenkte. Aber dem Ehrgeitz Philipps genügte nicht an dem leeren Prädicat. Er hatte größere Absichten. Frankreich sollte ein Erbtheil seines Hauses werden. Seinem Lieblingskinde, der Infantinn Clara Isabelle Eugenia, war die Krone dieses Reichs bestimmt. Er sandte der Ligue ein Corps seiner niederländischen Truppen unter Lamotte und Egmont zu Hülfe, welche in der berühmten Schlacht (März 1590) bey Jory mit dem Bundesheere wider Heinrich den Vierten fochten. Vergebens rieth ihm der Herzog von Parma, die Franzosen ihrer Zwietracht zu überlassen, bis der Krieg in den Niederlanden geendet sey. Philipp vernachlässigte einen gewissen Vortheil, um einem Fantom nachzujagen; und als der siegreiche Heinrich nach der gewonnenen Schlacht bey Jory Paris belagerte, erhielt der Herzog bestimmten Befehl, selbst nach Frankreich aufzubrechen, und die Hauptstadt zu entsetzen.

Alexander mußte gehorchen, wie ungern er auch seine niederländischen Eroberungen verließ. Er zog den Kern seiner Truppen in Hennegau zusammen, und ging im August an der Spitze von 10000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, Spaniern, Italiänern, Deutschen und Wallonen, unter Ascoli, Chimai, Renti, Barlaimont, Aremberg, Leva, Zuniga und Cappisucchi, über Guise und Meaux, wo er sich mit dem Herzog von Mayenne, dem Oberhaupte der Ligue, vereinigte, nach Paris. Die Leitung der Staats- und Kriegs-Angelegenheiten in den Niederlanden, während der Entfernung von Parma's, ward dem alten Grafen Peter

Ernst von Mansfeld und dessen Sohne Carl übertragen. Sie waren angewiesen, sich auf die strengste Defensive zu beschränken, und die in den Niederlanden zurückgebliebenen königlichen Kriegsvölker mußten in die festen Plätze verlegt werden.

Keine günstigere Wendung der Dinge konnte sich für die vereinigten Niederländer ereignen. Mit dem Zuge des Herzogs von Parma nach Frankreich beginnt eine neue Epoche des Kriegs. Jetzt, da der größte Theil der feindlichen Macht eine andere Bestimmung erhalten hat, hindert die Niederländer nichts mehr, aus den engen Schranken der Vertheidigung zur Offensive hervor zu treten, und sich nicht nur gegen neue Verluste zu sichern, sondern auch einen Theil des Verlornen wieder zu gewinnen. Moriz, durch Oldenbarnevelds weisen Rath unterstützt, entwickelt seine Talente, und seinen Fahnen folgt der Sieg. Die niedergeschlagenen und muthlosen Gemüther ermannen sich wieder, und die Hoffnung gibt ihnen die verlorne Spannkraft zurück; die Constitution gewinnt mehr Bestimmtheit und Festigkeit, und der Handel, das große Lebensprincip aller bürgerlichen Gesellschaftsvereine, nimmt einen neuen außerordentlichen Flug.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, / Blaschke, János / Curths, Karl,

Friedrich Schillers sämmtliche Werke

Bd.: 24

Wien 1811

P.o.germ. 2036 d-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129061-3